



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 12.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

S. Rosenthal-Wonin.

(Fortsetzung.)

Währenddessen saßen Rosa und Ernestine in dem kleinen Arbeitszimmer der Puppenfabrik; die Schneiderin und die Buben waren entlassen, und umher lagen Köpfe, Arme, Beine, zugeschnittene Lederleiber, Kistchen mit Sägmehl, halb und ganz gestopfte Puppenglieder mit porzellanenen Händchen und Füßen, und von den Wänden schauten, seltsam höflich nach vorn gebeugt, Reihen fertiger Puppen in den schönsten bunten Kleidern, mit rosenfarbenen Wangen, auf den Köpfen die elegantesten Hüte — und schienen zu lauschen den Geheimnissen, die Rosa und Ernestine sich mittheilen hatten. Sie waren nicht sehr heiterer Natur. Hatte Ernestine schon mit klopfendem Herzen und bänglichen Gefühlen den Wunsch ihres Verlobten, die Schlittenpartie mitzumachen, erfüllt, so steigerte diese be-

klommene Bewegung in ihrem Innern das Beisammensein mit Paul Rode und seine wenig verdeckte Werbung; sie fürchtete für sich selbst, sie traute sich in ihrem Fühlen nicht, sie bürgte nicht für ihre Selbstbeherrschung. Einen Sturm heißer, schmerzlicher und unsagbar süßer Empfindungen rief Paul's innige Galanterie in ihr hervor, und gewaltsam mußte sie verbergen, was in ihr vorging, nur mühsam gelang ihr's. Sie zürnte Helmer, daß er sie fast zwang, an der Partie sich zu betheiligen, und war doch glücklich darüber, jedoch in diesem Zwiespalt waren die trüben, ängstlichen, düsteren Empfindungen die überwiegenden. Sie war die Braut jenes Mannes und durfte gar nicht anhören, was der Künstler sagte, und nicht ihrem unruhigen Herzen so viel nachgeben.

In diesem Kampfe so widerstrebender Empfindungen fielen die Scherze Rosa's, mit welchen sie die Freundin zu unterhalten strebte, nicht auf empfänglichen Boden.

„Dir scheint die Partie sehr gut bekommen zu sein,“ nahm Rosa das Wort, „denn Du siehst wie eine erblühte Rose aus; aber ich unglückseliger Wurm habe mir fast Halsweh geholt an der Kühle Deines Bräutigams und Zahnweh auf der Rückfahrt an der gletscherhaft schönen Tugend des Herrn Rode, — es ist doch etwas Schönes um so tugend-

hafte Männer!“ spottete die Freundin, eine der unfertigen Puppen hervornehmend und das erbsengelbe Haar in Zöpfchen flechtend.

„Ich hätte es lieber gesehen, wenn aus unserer Betheiligung nichts geworden wäre,“ meinte gedankenvoll Ernestine.

„O, Du gräßliche Egoistin, Du gönnt mir Helmer nicht einmal bei drei Grad Kälte eine halbe Stunde im Schlitten!“ rief Rosa aus.

„Das ist es nicht,“ erwiderte Ernestine noch ernster. „Es ist für mich nicht gut und für Helmer.“

„Für euch Beide?“ warf Rosa, das letzte Wort stark betonend, ein.

„Ja, denn er haßt Rode, und ich — ach, mich beunruhigt der Mann, raubt mir den Frieden, bringt mich mit mir selbst in Zwiespalt.“

„Was kann Helmer für einen Grund haben, den Kunstreiter zu hassen?“ forschte Rosa, das Puppenzöpfchen mit einem schmalen blauen Band abschließend.

„Das ist auch eine Frage, die mich bedrückt,“ antwortete Ernestine. „Vom ersten Moment an, als er ihn erblickte, faßte er gegen ihn ein Vorurtheil, so heftig, wie ich das bei Helmer noch nie bemerkt habe, und dennoch



Der Erbe. Gemälde von G. H. Boughton. (S. 134.)

weiß ich, daß die Männer vorher sich nicht kannten, von ihrer beiderseitigen Existenz gar nichts wußten. Das ist räthselhaft," schloß Ernestine, vor sich hinstehend.

Vor Rosa stieg Helmer's seltsames Benehmen im Cirkus auf. „Das ist allerdings unbegreiflich," pflichtete sie bei. „Helmer pflegt bei Allem gewichtige Gründe zu haben und Launen beherrschen ihn nicht.“

„Niemals!" stimmte Ernestine zu, „er ist stets gleich klar und ruhig und urtheilt über die Menschen erst, wenn er sie längere Zeit kennt; um so auffälliger ist sein Benehmen in diesem Fall, es ängstigt mich, erfüllt mich mit trüben Ahnungen, es scheint mir ganz unheimlich.“

Plötzlich tauchte, wie durch eine Vision, das Porträt des Senators aus seinen jungen Jahren vor Ernestine's innerem Auge auf, sie fühlte einen heftigen Stich ihr Herz durchdringen, der Athem stockte ihr in der Brust. „Wie seltsam ähnlich Roda dem Senator sieht, wie erschrecklich ähnlich! Ist das der Grund von Helmer's Unruhe und Abneigung?" sprach eine Stimme in ihr, und sie blickte so starr und angstvoll, daß es Rosa selbst jetzt unheimlich ward.

„Wie siehst Du aus, ist Dir unwohl?" rief die Freundin aufspringend. „Du bist ja freideweiß und kannst Dich kaum aufrecht halten.“

„Es ist schon vorbei," sagte Ernestine sich fassend, „mir war allerdings etwas schwindelig," erklärte sie gepreßt und gewaltsam sich zur Ruhe zwingend.

„Du standest da, als ob Du Gespenster sähest," ließ Rosa einfließen. „Ich wußte gar nicht, daß Du so schreckliche Augen machen könntest, tellergroß, sage ich Dir, und angefüllt mit einer Leere wie die Welt, ehe sie Gott geschaffen.“

„Ich sah auch Gespenster," sprach Ernestine ernst; „wollte Gott, es wären nur Dinge einer krankhaften Einbildung," setzte sie bedrückt hinzu.

Rosa sah kopfschüttelnd, aber sehr aufmerksam und gespannt ihre Freundin an. „Du sprichst ja wie Cassandra," erwiderte sie; „wir wollen hoffen, daß die Emerentiengasse nicht mit Feuer und Schwert zerstört wird und ich mein fröhlich hundertjährig Altungsjubiläum feiern kann und Deine Enkel auf den Knien wiege.“

Ernestine war jedoch von jetzt an so in ihre eigenen Gedanken versunken, daß es Rosa unmöglich war, sie durch Scherze aufzuheitern und ihre Theilnahme für andere Dinge zu erwecken; die Freundinnen trennten sich daher bald, und Rosa hatte ihren Kopf voll von den Geheimnissen, die zwischen jenen beiden Männern wohl obwalten mochten, sie sagte den Plan, dahinter zu kommen und beschloß, Herrn Hase, der ja täglich um den Advokaten war und in dessen Verhältnisse jedenfalls völlig Einblick hatte, vorsichtig zum Werkzeug ihrer Nachforschungen zu machen.

Das Auftreten Liberio's im Cirkus Zerrini war von großem Erfolg begleitet; er verstand die Schmetterlinge wunderbar herumzuführen, sehr naturgetreue Ausweichungs- und Fluchtversuche der Sommervogel hervorgerufen und so viel Abwechslung und Leben in dieß Gaukelspiel zu bringen, daß nicht wenige Leute so weit im ersten Moment getäuscht wurden, wiefe Papier-Schmetterlinge für echte zu halten, wenn nicht die Federakulte in Hamburg darüber Zweifel erweckt hätte.

Direktor Zerrini suchte daher den Künstler für längere Zeit an seinen Cirkus zu fesseln, er versprach ihm ein hohes Honorar, er lockte mit einem glänzenden Kontrakt; Liberio wich Allem aus. Er wollte sich seine Freiheit wahren und nicht zu dem ständigen Personal eines Cirkus gehören, er hielt sich für einen Gast und berechtigt, jeden Tag seinen Wanderstab weiterzuführen. Diese fortgesetzte Weigerung bei so günstigen Anerbietungen machte auch Direktor Zerrini stuhig. Er kannte das Cirkusvolk als wenig beständig, Erfolge jedoch und gute Einnahmen waren noch stets die Mittel gewesen, ihnen die losen Flügel zu binden, — was konnte der Mann anderswo Besseres erlangen und wonach strebte er, wenn nicht nach Anerkennung und glänzendem Lohn? Dem Direktor fiel die Weigerung Liberio's ein, auf der Polizei sich melden zu lassen und Papiere vorzuweisen, er war diese ihm auch bis jetzt schuldig geblieben, und der Cirkusbesitzer kam auf die Vermuthung, daß dieser Künstler mit der Behörde zusammenzutreffen sich scheute und Gründe haben mochte, sie über seine Person im Dunkeln zu erhalten. In diesem Verdachte bestätigte Direktor Zerrini Liberio's Art und Weise, mit seinen Kollegen vom Cirkus zu verkehren. Er mied sichtlich, mit ihnen bekannt zu werden, erschien unmittelbar erst vor dem Beginn der Vorstellung und war verschwunden, sobald er seine Arbeit beendet hatte; in der Stadt sah man ihn niemals, er schloß sich von Allem aus und theilte sich an keinerlei gemeinsamen Vergnügungen, an keinem Abendessen, keinen Bällen nach der Vorstellung, Schlittenpartien und dergleichen, wie solche zum geselligen Lebensmoment des Cirkusvolkes gehören; allerdings that dieß Roda auch nicht, aber dieser hatte die Leidenschaft, zu studiren, Sprachen, Musik, Künste, und man wußte stets, wo man ihn traf und was er trieb. Liberio jedoch wechselte jeden zweiten Tag sein Logis, zog von Gasthof zu Gasthof, und seine Art hatte etwas Unheimliches, trotz der übertriebenen Freundlichkeit, die er Allen bezeugte.

Der Direktor war im Zweifel, was er thun sollte. Acht Tage durfte er den Mann gastiren lassen, ohne ihn polizeilich zu melden, das war so Usus, da genügt der Behörde die Anzeige von den Gasthöfen oder Wirthinnen,

wo das Künstlervolk logirte; nun waren jedoch schon sieben Tage verfloßen, ohne daß Liberio Miene machte, die Grenzen seines Aufenthaltes bei der Gesellschaft irgendwie zu bestimmen. Sollte er jetzt darauf dringen, daß Liberio sich bei der Behörde legitimirte, so verlor er wahrscheinlich einen einträglichen Künstler. Sollte er die Sache gehen lassen und abweichen von seiner bisherigen, stets die Vorschriften genau befolgenden Art, die Ordnung bei seiner Truppe aufrecht zu erhalten, so lief er Gefahr, möglicherweise ein gefährliches Subjekt, einen verfolgten Verbrecher vielleicht, bei seiner Gesellschaft zu beherbergen, dessen Entdeckung dem Renommée seines Cirkus gewaltig schaden konnte, und bei diesem Manne hatte er stets ein unbehagliches Gefühl, wenn er ihn sah. So erwog und überlegte der Direktor. Der Cirkusbesitzer traute dem fremden Gäste nicht; sein stetes Umherschleichen bei der Garderobe, sein plötzliches Auftauchen dort, wo man ihn nicht vermutete, und sein ebenso schnelles Verschwinden flüchten dem Direktor eine dunkle Ahnung ein, als ob dieß Mitglied sich seinem Cirkus nicht nur angeschlossen hätte, um Geld zu verdienen, sondern um irgend einen lichtschönen Plan zu verfolgen. Die einzigen Personen, welche dieß und da mit dem seltsamen Japanesen sprach, war die Schottin Miß Cluny; ja, es war deutlich zu bemerken, daß jenes stolze Mädchen die Nähe des widerwärtigen Menschen suchte, und so unnahbar die „große Miß" sonst war, eine Annäherung des unheimlichen Gaullers nicht ungern zu sehen schien. Dem Direktor war dieß auch aufgefallen, er begriff nicht, wie dieß sonst so zurückhaltende und abweisende Mädchen gerade diesen widerwärtigsten Menschen der ganzen Gesellschaft bevorzugen konnte. „Die Weiber sind eben unberechenbar," sagte sich der erfahrungsreiche Direktor, und er beschloß, das sonderbare Verhältniß seines stolzen Mitgliedes zu benützen, um über den Schmetterlingsfänger Genaueres zu erfahren.

Als daher Miß Cluny einst noch im Versammlungszimmer war, nachdem alle übrigen Mitglieder sich schon entfernt hatten, trat der Direktor wie zufällig ihr in den Weg. „Noch hier?" fragte er verwundert das „große Mädchen", — dieß war nämlich der Spitzname, den die Schottin bei der Truppe führte — „Sie machen, Miß, seit einiger Zeit den Kehraus, wie ich bemerke.“

„Ja, ich passe auf," antwortete die Schottin, kurz und aufmerksam sich umsehend.

„Da kann ich ja einen Wächter entlassen," warf scherzhaft der Direktor ein.

„Nein, im Gegentheil, Sie sollten noch einen mehr anstellen," erwiderte die Schottin.

„Lauert irgend ein Ungeheuer unter dem Stroh?" fragte Herr Zerrini scheinbar ganz heiter, plauderhaft, im Grunde jedoch sehr aufmerksam und gespannt geworden durch die sonderbare Art und Weise der Schottin.

„Ja, es lauert," antwortete Miß Cluny. „Wir haben einen furchtbaren Schuft unter uns, und dem habe ich beschloßen, etwas auf die Finger zu setzen.“

„Das klingt ja schauerlich," meinte der Direktor erwartungsvoll.

„Schauerlich ist es nicht, aber niederträchtig," sagte die Schottin lakonisch.

„Darf ich fragen, was Fräulein fürchten?" erkundigte sich der Direktor.

„Jemand einen schlechten Streich," gab Miß Cluny Auskunft.

„Woher sollte das kommen, wer den ausführen?" forschte Herr Zerrini.

„Ich verlange keinen Kollegen, ich schwärze Niemand an," wies die Schottin zurück.

„Das weiß ich, Miß Cluny," sprach jetzt der Direktor ernst, „dafür kenne ich Sie, Miß, Sie haben auch deshalb die Achtung Aller, da ich jedoch auch etwas fürchte und meine Besorgniß durch Sie dunkel bestätigt finde, werden Sie mir gestatten, meinerseits einige Fragen zu stellen. Sie kennen unsern Japanesen?"

„Ich erinnere mich dunkel, ihn einmal früher getroffen zu haben," erwiderte Miß Cluny.

„Er sucht Ihre Gesellschaft?" fuhr der Direktor diplomatisch fort.

Miß Cluny lachte eigenthümlich. „Thut er das? Sie haben wahrlich das Gegentheil bemerkt, Herr Zerrini, nämlich, daß ich die seine suche.“

Der Direktor hustete verlegen. „Das habe ich nicht gesagt," wich er aus.

„Ach, lieber Zerrini, wir kennen uns jetzt seit vier Jahren, lassen Sie uns offen mit einander reden," ließ Miß Cluny vernehmen. „Ihnen fällt mein Verkehr mit diesem Kerl auf und Sie sind neugierig, weshalb ich gerade an dieß olivengrüne, neidgelbe, fälschängige Subjekt mich wende, — nun, liebster Direktor, ich habe eine Idee, um deren Willen bestimme ich mich etwas um den Mann.“

„Und würden Sie mich nicht in's Vertrauen ziehen als einen so langjährigen Freund?" warf Herr Zerrini beweglich ein.

„Nein, ich müßte da von Jemand bei uns Dinge sagen, die ich nicht beweisen kann, Vermuthungen aussprechen, die verdächtigen, und das will ich nicht. Ich kann mich irren, ich kann von einem Vorurtheil auf falsche Fährte geleitet sein, ich kann eine fixe Idee mir in den Kopf gesetzt haben, was nicht das erste Mal in meinem Leben wäre, und deshalb, Herr Zerrini, will ich lieber handeln, wenn es dazu kommen muß, aber nicht zu Ihnen reden. Machen Sie

es wie ich, Herr Zerrini, passen Sie auf, das wird gut sein," schloß die Schottin und wandte sich dem Ausgang zu.

Der Direktor sah ein, daß er nicht mehr von Miß Cluny erfahren würde, er wußte aber jetzt so viel, daß die Schottin dem unheimlichen Mann auch nicht traute, daß sie gleichfalls irgend etwas Dunkles, Schlechtes von ihm vermutete, wenn sie auch in ihrer übertriebenen kollegialen Gewissenhaftigkeit, wie Herr Zerrini diese Eigenthümlichkeit der Schottin nannte, nichts Bestimmtes hatte verlauten lassen, und er beschloß, damit er für alle Fälle außer Verantwortung sei, nur noch den nächsten Tag abzuwarten und dann einfach den Mann bei der Behörde zu melden, er mochte dann sehen, wie er mit der Behörde fertig würde; Acht auf ihn geben wollte er jedoch gleichfalls. Mit diesen Gedanken verabschiedete sich der Direktor von seiner Parforceleiterin.

Miß Cluny hatte sich fest vorgenommen, den sie so bezaubernden Kollegen Paul Roda zu hassen. Es gelang ihr dieß auch während dreier Tage, am Abend des letzten jedoch war ihr zum Weinen zu Muth, was ihr nicht passirt war seit ihren Kinderjahren; sie braute sich eine Bowle, um von dieser dummen Gefühllichkeit hinwegzukommen, trank drei große Gläser davon, und als sie am nächsten Morgen mit Kopfschmerz aufwachte, gab sie Paul an diesem die Schuld, sie zürnte ihm auf das Heftigste, sie hatte Herzschmerzen und Luftmangel, wenn sie an ihn dachte, und sie kämpfte einen wilden Kampf, um sein Bild, das nicht vor ihren Augen weichen wollte, in die schwarze Finsterniß des Vergessens hinabzuwerfen. — Alles, Alles half nichts. Lichtvoll stand er unverrückt vor ihrer Seele, und die braunen Augen sahen sie an so gleichgültig, so erschrecklich gleichgültig! Da erschien der Liberio und erkundigte sich so scheinend nach Roda, und nun ergriff ein dunkles Bangen die Schottin; verschwunden war jeder Haß und jeder Zorn, sie empfand nur Angst um das Wohl jenes Mannes und eine unüberstehliche Gewalt zog ihr Herz zu ihm, um ihn zu warnen, zu seinem Schutze thätig zu sein. Nun hätte sich wohl auch in dem Cirkus ein günstiger Moment ergeben, um ihm einen Wink zukommen zu lassen, da hörte Miß Cluny in der Garderobe eines Tages folgendes Gespräch, das so laut geführt wurde, als ob es gerade für ihre Ohren bestimmt schien.

Die Tänzerin aus dem großen Schimmel sagte zur Kostümräuberin: „Du, Ella, der Roda ist auch aufgethaut, er hat gleich Zwei; er läuft mit ihnen Schlittschuh, die Blonde zur Linken, die Schwarze zur Rechten, und fährt mit ihnen Schlitten, die Blonde am Tag, die Schwarze Abends, mehr kann man nicht verlangen.“

„Sind's Bürgerstöchter?" erkundigte sich Ella.

„Die Eine ist seine Wirthstöchter, die Andere die vornehme Braut eines steinreichen Advokaten," berichtete die Tänzerin und winkte verstoßen mit den Augen dort hinüber, wo Miß Cluny sich befand.

Diese Worte gaben ihr einen seltsamen Stich durch das Herz. Was ging es sie eigentlich an, mit wem jener Mann Schlittschuh lief und spazieren fuhr? Und dennoch zog ein so kurioses Wogen und Drängen durch ihre Brust, ihre Angst um das Wohl und Wehe des Kollegen steigerte sich so bedenklich, daß es ihr nicht mehr gerathen schien, irgend einen günstigen Augenblick für den Wink im Cirkus abzuwarten, jede Minute Zögern kam ihr plötzlich gefahrvoll vor. Hintenan setzte sie all ihre mädchenhaften Bedenken und festgesetzten Entschlüsse, sie verließ den Cirkus und schlug den Weg zur Emerentiengasse ein; je weiter sie ging, um so schneller schritt sie, und so stand sie denn vor der Wohnung des bedrohten Kollegen, ehe sie's gedacht, und socht den Kampf mit der eingangswegenden Wirthin aus und siegte, wie wir mit angesehen. Als Lohn für ihre Hochherzigkeit und warme kollegiale Besorgniß empfing Miß Cluny denn auch die volle Achtung Frau Bernike's; das schien aber die Schottin nicht ganz zu befriedigen, es sah aus, als hätte sie eine andere Belohnung vom Schicksal gehofft, deshalb spähte sie auch wohl so scharf umher, daß die Wände hätten weichen müssen, wenn dieß möglich gewesen wäre, jedoch trotz all' der Spionenblicke entdeckte Miß Cluny keine andere Spur eines weiblichen Wesens als Frau Bernike mit ihrer Flügelhaube, und verdrießlichen Schrittes, das Herz noch weniger ruhig, als sie gekommen, schritt sie ihrem verschneiten kleinen Hause, das sie einfielerisch bewohnte, und ihrem oben, winterlich kahlen Garten zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe.

(Bild S. 133.)

Geld und vornehme Geburt werden immer mit Ehrfurcht betrachtet. Das ist vor alten Zeiten so gewesen und wird weiter so bleiben, so lange es Arme und Reiche, Vornehme und Geringe gibt, weil der Nichtbegüterte nach Geld strebt und der Niedrige emporkommen will; dieß werden also immer hinausschicken zu dem Gipfel, den sie erklimmen wollen, und Jene mit Achtung anschauen, die auf diesen Höhen wandeln. Zu den Auserwählten dieser Gattung gehört auch der Anabe, den unser fein beobachtetes Bild hier darstellt, der, von seiner Erzieherin geleitet, einen Morgen-spaziergang durch den Park unternimmt, indeß sein Diener das Reitpferd nachführt. Ihm gehört ein dieß große Besitztum und der vornehme Titel des Vaters, er wird berechtigt in dem weiten Kreise des Grundbesitzes herrschen und von seiner Gnade und Ungnade werden Viele abhängen, die in dem Verhältniß zu ihm stehen, daß sie ihren Lebensunterhalt aus seiner Kasse beziehen. Dieß

Gefühl des einstigen Herrn prägt sich jetzt schon in der vornehm stolzen Haltung des Knaben aus. Er wird genährt durch die Neugierden der Ergebenheit und Ehrfurcht der Diener und Untergebenen; er sieht, daß vor ihm der Greis sein Haupt entblößt und der Bediente sich tief bückt. Das gibt ihm jenes Selbstgefühl, welches den Aristokraten eigen und schon in frühem Kindesalter bei vornehmen und reichen Sprößlingen sichtlich zu Tage tritt. Im Wilde ist es anziehend und erweckt mancherlei Betrachtungen über die Macht von Geld und Namen, wie hinsichtlich des Charakters der Menschen.

Bilder aus Rußland.

(Bild S. 136.)

Nachdem Rußland durch den Berliner Vertrag zur Schleifung seiner Festungswerke verurtheilt wurde und Bulgarien unter Alexander I., Fürsten Battenberg, seine Selbstständigkeit erhielt, verließ der größte und reichste Theil der türkischen Einwohner die Stadt und das Land, um in Konstantinopel oder Adrianopel eine neue Heimat zu finden. Trotz dieses entscheidenden Wechsels in der Herrschaft des Landes gibt uns immerhin ein Besuch in Rußland ein Bild echt orientalischen Lebens. Wir wollen hier in Bild und Wort unseren Lesern die Stadt und die auffälligsten Typen der Bevölkerung vorführen.

Die Einwohner von Rußland beziehen ihren Bedarf an Wasser von dem sogenannten Saccadgy. Die Saccadgy, das Fraß oder die Tonne, ruht auf einem plumpen, zweirädrigen Gestelle mit Reihel und wird von einem kleinen, meistens sehr mageren Pferdchen gezogen. Bei voller Tonne geht der Saccadgy nebenher, während er auf der Saccadgy oben sitzt, wenn sie leer ist. Die Heimat dieser Leute ist Macedonien (Arnauten). Zu allen Jahreszeiten durchziehen sie von frühester Stunde des Tages an bis zu hereinbrechender Dunkelheit die Stadt, um ihre Kunden mit Wasser zu versorgen. Die hiebei täglich erzielte Einnahme von vier bis fünf Franken ist für ihre mehr als bescheidenen Bedürfnisse eine so beträchtliche Summe, daß sie mit Leichtigkeit noch Ersparnisse zur Heimat schicken. Wie ihnen im Winter die Zwiebel, das Brod und der Arde (rother Pfeffer) genügt, so im Sommer die Melone. Sie sind von allen Abgaben befreit, dafür aber verpflichtet, der städtischen Feuerwehr, bestehend aus circa zehn Mann, im Bedarfsfalle stets zur Verfügung zu stehen. Um die zu ermöglichen, haben eine bezeichnende Anzahl von Saccadgy's sammt Saccadgy und Pferd in einem dazu bestimmten Gebäude unter polizeilicher Aufsicht zu verbleiben. Nachdem sie türkischen Zeiten die Stadt durch vorzügliche Wasserleitungen gespeist wurde, sehen wir heute kaum noch die Hälfte des Ortes dadurch mit Wasser versorgt. Die Jugend des Staates entschuldigt jedoch Vieles und gibt uns die Hoffnung auf bessere Zeiten, wozu dieses reich gesegnete Land wohl berechtigt wäre, anstatt durch schlechte Verwaltung vielleicht zu Grunde zu gehen. So behandelt zum Beispiel Bulgarien seine Waldungen mit geradezu erschreckendem Vandalismus. Mit Wurzel und Krone, Stumpf und Stiel wandert bereits das junge Bäumchen zu Markte; von Forst- und Waldgesetz wenig oder gar keine Spur. Hoch aufgeschichtet lagert das Holz auf den Schwellen, von Ochsen, Pferden oder Büffeln gezogenen Fuhrwerken und wird von dem Bauern durch allerlei Kunstgriffe der Haufen zu vergrößern gesucht. Entweder macht er die innere Lage recht dünn und hohl oder er lacht durch Stroh und Heu den Boden des Wagens, respektive die Lage des Holzes zu erhöhen. So sehen wir ihn in Rußland im Sommer wie Winter sein Holz anpreisen. Die meisten der Bauern haben türkische Kleidung, das heißt den Turban und Fez, die weiblichen Bekleidungsstücke, nach den Sandalen (Opinischen) zu enger werdend. Abweichend von der türkischen Kleidung besteht die eigentlich bulgarische Tracht in einer runden Pelzmütze, einer mit bunten Lagen reichlicher, aber geschmackloser, gepolsterten Weste und Jacke, und des Oestere vertreten hohe Stiefel die Stelle der Opinischen. Im Sommer fallen Jacke und Weste ganz weg und sieht man statt ihrer ein grobwebtes Leinwandhemd, geziert mit Stickereien. Das schlechte Fuhrwerk des Bauern ist mithin die Schuld, daß er bei regnerischem, nassem Wetter entweder gar nicht zur Stadt fährt und kaltes oder trodenes abzuwarten sucht, da dann seine elenden Fellewege besser zu passieren sind. Alles dieß vertheuert zu sehr sein Holz und fördert damit die Einfuhr von Steinbohlen des Balkans. Ausgezeichnet durch Fleiß und Fleißigkeit, besitzt der Bauer nebenbei eine gute Dosis von Schlaueit und versucht so viel wie möglich durch Betrug seine Einnahmen zu vergrößern. Die jahrelange Herrschaft der Türken machte ihn schlau und misstrauisch. Auch heute noch ist seine Lage eine wenig erfreuliche, indem unverhältnismäßig hohe Abgaben ihn belasten und ihn zur billigen Hergabe seiner Naturprodukte, wie Käse, Eier, Geflügel, Gemüse u., zwingen. Er selbst befaßt sich persönlich den Markt sehr wenig, und handelt direkt mit dem Precopez, welcher zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen die erhandelte Waare zum Verkauf bringt. Diese Markt- und Straßenhändler besitzen entweder feste Marktplätze oder betreiben den Straßen- und Hausirhandel. Die kleinen, durchsichtigen eckigen Bulgaren, kaufen entweder an Ort und Stelle oder empfangen den Bauer schon eine halbe Stunde vor der Stadt, wo sie um einen wahren Spottpreis die Waare an sich bringen. Der reisende Precopez gibt uns ein höchst pittoreskes Bild: Gänse, Enten, Hühner und Indians — die hiesige Bezeichnung für wälsche Gähne und Hühner — bilden eine lebende Satteldede, die den Beschauer mit Mitleid erfüllt ob der qualvollen Lage dieser armen Thiere. Sein Pferd selbst ist von kleiner türkischer Rasse, reich bemalt, bei wenig Nahrung mit großer Ausdauer begabt. Außer dem Pferde bedient sich der Bulgare sehr häufig des Esels. Das langohrige Grauthier trägt hiebei einen eigenthümlich geformten Sattel, dessen kreuzweise verbundene Stäbe mit unserem Sägebock viel Ähnlichkeit haben. Von edel oder rundem Holze, sind diese Stäbe oben und unten durch schmale Stangen verbunden und bilden so einen massigen Sattel, der jedoch nur zum Tragen von Lasten geeignet ist. Dicks und feste Decken vermeiden das allzu feste Drücken des Holzes. Käsehändler und türkische Zigeuner bedienen sich am häufigsten des Esels. Die steilen und abschüssigen Straßen der türkischen Vorstadt in Rußland sind für die Pferde der Saccadgy's fast unpassierbar, weshalb hier der Esel als Stellvertreter besser am Platze ist. Auch türkische Zigeuner betreiben ab und zu das Geschäft des Saccadgy, bedienen

sich aber dann der Esel. Ist es der Zigeuner nicht selbst, so treibt sein Junge das Thier, welches, genau mit den Vertikalen bekannt, sehr leicht zu leiten ist. Ein kleiner Jurek rechts oder links genügt hier. Die Gerle oder der Stod wird selten angewandt. Die Art und Weise der Belastung ist folgende: zwei kleine, länglich geformte Fäßen ruhen auf beiden Seiten des schweren Holzsattels und sind hier mittelst Ketten fest angehängt, daß jede Bewegung unmöglich ist. In der Mitte derselben, durch Draht befestigt, thronen ein riesiger hoher Kürbis, der als Schöpfkessel dient. Dieser merkwürdige Gebrauch ist türkischen Ursprungs, wie im bulgarischen Volke überhaupt viel türkische Sitten und Gebräuche nicht mehr zu verdrängen sind. Die Zeit der Türkenherrschaft ist zwar vorüber, ihre Sitten und Gebräuche werden noch lange dem Bulgaren anhaften. Einzelne Gewerbe, wie die der Sattler, Schmiede, Kesselflicker und Teppichwirker, werden fast ausschließlich nur von Türken ausgeübt. Was den Hausirhandel betrifft, so ist hauptsächlich das Geschäft der Milchleute in türkischen Händen. Da wir in Bulgarien sehr arm an Kühen und Büffeln, und der Gebrauch an Milch kein übermäßig großer ist, abgesehen davon, daß ein großer und größter Theil zu Käse verarbeitet wird, so haben wir hierin die Erklärung für den unverhältnismäßig hohen Preis der Milch zu unseren anderen Lebensmitteln. Eine Ota (1 1/2 Liter) Milch kostet 50 Centimes (40 Pfennige) und nur im Sommer finden wir in der Schafsmilch einen billigeren Ertrag, das heißt die Ota mit 30 Centimes. Der türkische Milchhändler besitzt seine festen Kunden, welchen er entweder in Flaschen oder in kupfernen Kesseln die Milch überbringt. Angelommen, leert er seine Gefäße, um sie zu Hause wieder von Neuem zu füllen. Je mehr Kühe er besitzt, um so mehr Milch (Kunden) kann er sich anschaffen. Des Lebens und Schreitens ganz unfähig, bedient er sich der ältesten Schrittwaise, des Reihens. Mit Kreide malt er an Thür und Wände ein kleines Dreieck in folgender Reihenfolge: hat er mittelst zwei kleiner Striche den Winkel hergestelt, was eine halbe Ota bedeutet, so schließt er dasselbe, sobald er eine ganze Ota gesammelt hat. So gewährt er je nachdem einen Kredit von einem halben oder ganzen Monat. Auf eine noch weit originellere und primitivere Weise rechnen die Bäder oder Fumadgy: zwei gleich große und roh geschmiedete, zirkelförmig stehende Hölzer, Nabusch genannt, werden, die Risse nach außen, so zueinander gelegt, daß die Klingen parallel gegenüberstehen. Der Wirth oder Kunde behält sich das eine Theil, während das andere dem Fumadgy verbleibt. So viel Brode nun, so viel gleiche Schnitte muß jeder in seinem Holze aufweisen, so daß der Nabusch als bestes Beweismittel bei etwaigen Prozessen gelten würde. Die offenen Fumadgy oder Brodbäckereien sind sehr zahlreich in Rußland und werden meistens von Macedoniern (Arnauten) geführt. Ofen und Laden sind eins, und ist es Jedermann geboten, alle Hergänge beim Baden zu beobachten.

Im Gegentheil zu dem Besitzer sind sein Geselle oder der den Verkauf durch Hausirhandel betreibende Fumadgy blutarme Teufel, deren erbärmlicher Verdienst höchstens einen Franken pro Tag ausmacht. Starrend vor Schmutz und Ungeziefer, scheut sich der Bader nicht, mit seinen schmierig schmutzigen Fingern den Teig anzurühren, und ein wahres Wunder ist es, wenn sich diese Leute einmal des Jahres waschen. Der Bauer, welcher das Mehl auf eine sehr primitive und wenig sorgfältige Weise selbst mahlt, mit Staub und Schmutz gemengt, betrügt seine Fumadgy's oft auf eine ganz unverschämte Weise.

Ein genaues Pendant zu dem Letzteren in Handel und Wandel ist sein Landsmann der Halbady. Die Halwa oder türkische Brod ist eine kleberige, süße Masse aus Honig, Mehl, Zucker und noch einigen anderen Ingredienzien. Sie bildet sowohl für kleine als große einen gern gesehenen Leckerbissen. Dieses Verkäufers ganzes Geschäftsfeld besteht in einem kleinen dreieckigen Tischgestelle, welches er nach Belieben zu jeder Zeit aufstellen oder zusammenklappen kann, ganz wie auch der Fumadgy, der nur noch im Unterschied zu ihm ein großes Tuch auf seine Waare legt und nur ein oder zwei Brode daraus hervorzuholen läßt. Alle Beide haben sie gleich geringen Verdienst, und doch gestattet ihnen ihre Lebensweise noch Ersparnisse. Bei warmer Witterung schlafen sie im Freien, während sie dagegen im Winter in der Fuma (Backhaus) ihre Schlafstelle getreulich theilen und hier oft zwanzig bis dreißig Personen beisammen sind. Als Kopfkissen dient sehr häufig ein Brod.

Lieblicher erscheint uns dagegen ein Kranz frischer Bauern, welche während der Weinlese sehr zahlreich in Rußland zu erscheinen pflegen. Lustig und guter Dinge, scherzend mit ihren Büscheln, wandern sie zu beiden Seiten des schwerbeladenen Traubenwagens und wissen uns besonders durch ihr reiches, oft bis zu den Hüften hinabfallendes Haar aufzufallen. Die durchsichtige Farbe derselben ist blond oder röthlich, wiewohl auch einige sehr hübsche schwarze Exemplare zu finden sind. Das breite Gesicht mit kleinen, aber freundlich blickenden Augen, dem starken Jochnochen, verräth uns ihren slavischen Ursprung. Bei allen ländlichen Arbeiten hilft sie dem Bauern ehrlich und treu und weiß auch in weiblichen Handarbeiten guten Bescheid. Das reich gestickte Hemd mit seinen bauschigen Ärmeln zeichnet sich aus durch blendende Weiße, ein vorzüglicher Grund zu dem blindenden Halsgehänge. Perlen, echte oder falsche Goldmünzen fehlen nie als Hals- oder Armgehänge. Außer dem Hemde trägt oft die Bäuerin eine offene Jacke mit Stickereien, gleich einer Weste, welche, nach hinten breit, von dem Oberkörper absteht. Als bevorzugte Farbe gilt ihr das Roth, welches als Grundton nur von schwarzen, braunen oder weißen Streifen durchbrochen, oder mit kleineren Mustern versehen, zierr. Der eigentliche Rock ist einfarbig und in hunderte von kleinen Fältchen gelegt. Dicks weiße, selbstgefertigte Strümpfe, ein gestickter oder einfacher weißer Unterrock nebst dem schweren Schuhwerk vollenden ihre Toilette. Rechnen wir noch hinzu, daß sie im Winter einen mit ordinärem Pelzwerk verbrämten Rock (Mantel) trägt, ohne Ärmel, von knallrother, blauer oder gelber Farbe, ein festgebundenes Kopftuch (dieses Sommers weiß Winters), so dürfen wir noch hinzufügen, daß Frauen wie Mädchen fast nie ohne eine Blume oder mit einem Blatt geschmückt zu sehen sind.

Dies sind alle Haupttypen, welche dem Besucher von Rußland am meisten auffallen.

Scirocco.

Die Erde ruht im Nebelgewand,
Erstarrt in herblichem Schauer,
Da kommt ein Hauch aus südlichem Land
Und weckt sie aus dumpfer Trauer.

Den Schleier, der längst ihr Antlitz deckt,
Versucht er kosen zu heben,
Auf ihren erblaßten Zügen weckt
Sein Kuß das stehende Leben.

Sein glühender Athem löst den Thau,
Er löst die erstarrten Thränen,
Es heben die letzten Blumen der Au
Ihr Haupt in süßem Sehnen.

Die Nebel zerrinnen — in Abendglut
Erstehend in herrlichem Prangen,
Wie lächelt die Erde mit frohem Muth,
Von schmeichelnden Lüften umfungen!

Mit leisem Gruß versäuselt der Wind,
Sie schließt die Augenslider
Zu lieblichem Traum; die Nacht verrinnt,
Da schüttelt ihr Frost die Glieder...

Wie naht der Morgen so gran und kalt!
Zerrissene Nebel steigen
Empor im stummen, entlaubten Wald,
Die Lüfte schauern und schweigen.

Die Erde hat nicht Thränen mehr,
Es strich sie der Wind von den Auen
Nun starrt sie trocknen Blicks umher,
Den eigenen Tod zu schauen.

Vorbei! es waren am Todesaum
Aufblühende Lebensflammen,
Und Hoffen und Sehnen und Blüthenraum —
Sie stürzen in nichts zusammen!

Marie von Rajmayer.

Eine Vogeljagd am Mississippi.

Erzählung aus Tennessee

von

Felix Lilla.

(Schluß.)

Eine gute Stunde verging. Es wurden während dieser Zeit keine anderen Vögel sichtbar, als nur in hoher Luft drei Störche und zwei Kraniche, welche den traurigen Sumpf keines Besuches würdigten, sondern darüber wegslogen und dem Mississippi zustrebten.

Endlich aber wurde doch die Ausdauer des Ornithologen belohnt.

Ganz leise und melodisch erscholl es aus den benachbarten Weidenbüschen: „Pie! Pie!“

Und zwei gelbgeschwänzte, auch sonst seltsam bunt gezeichnete Müdenschnapper flatterten höchst possirlich und munter auf den Sumpf hinaus, wo die Müdenschwärme sofort in ganz wahnsinnige Aufregung zu gerathen schienen bei der Annäherung ihrer hungrigen Vertilger.

„Schießt nun, Sir!“ flüsternde Murphys.

„Noch nicht,“ antwortete Audubon. „Ich möchte erst das drollige Benehmen der Vögel beim Müdensfang beobachten.“

„Ja, es ist eine merkwürdige Schnapperei und sieht sehr komisch aus. Hihi! Aber die drei Dollars habe ich nun richtig verdient.“

„Gewiß!“

„Nun, seid Ihr so weit, Sir?“ fragte der irische Jüngling nach einer Pause.

„Ja.“

„Nehmt Ihr den da gerade vor; ich nehme den andern auf's Korn.“

„Nein, Ihr dürft nicht schießen, denn mit Eurem groben Schrot würdet Ihr den Balg verderben. Meine Flinte ist mit dem feinsten Vogelbunt geladen.“

Jetzt gerade flatterte der eine Müdenschnapper ziemlich nahe heran.

Der Naturforscher schoß und traf. Die Beute fiel in den Sumpf, etwa fünfzehn Schritte vom Ufer.

„Schade, daß wir keinen Hund bei uns haben!“ sprach Audubon. „Auch eine lange Stange fehlt uns. Diese Weidenzweige sind nicht lang genug. Wie bekommen wir nun den erlegten Vogel?“

„Ich will ihn gleich holen,“ sagte Virginius, die weiten weißen Leinwandhosen aufstrampelnd und mit seinen schwarzen Beinen in den Sumpf hineinwaten.

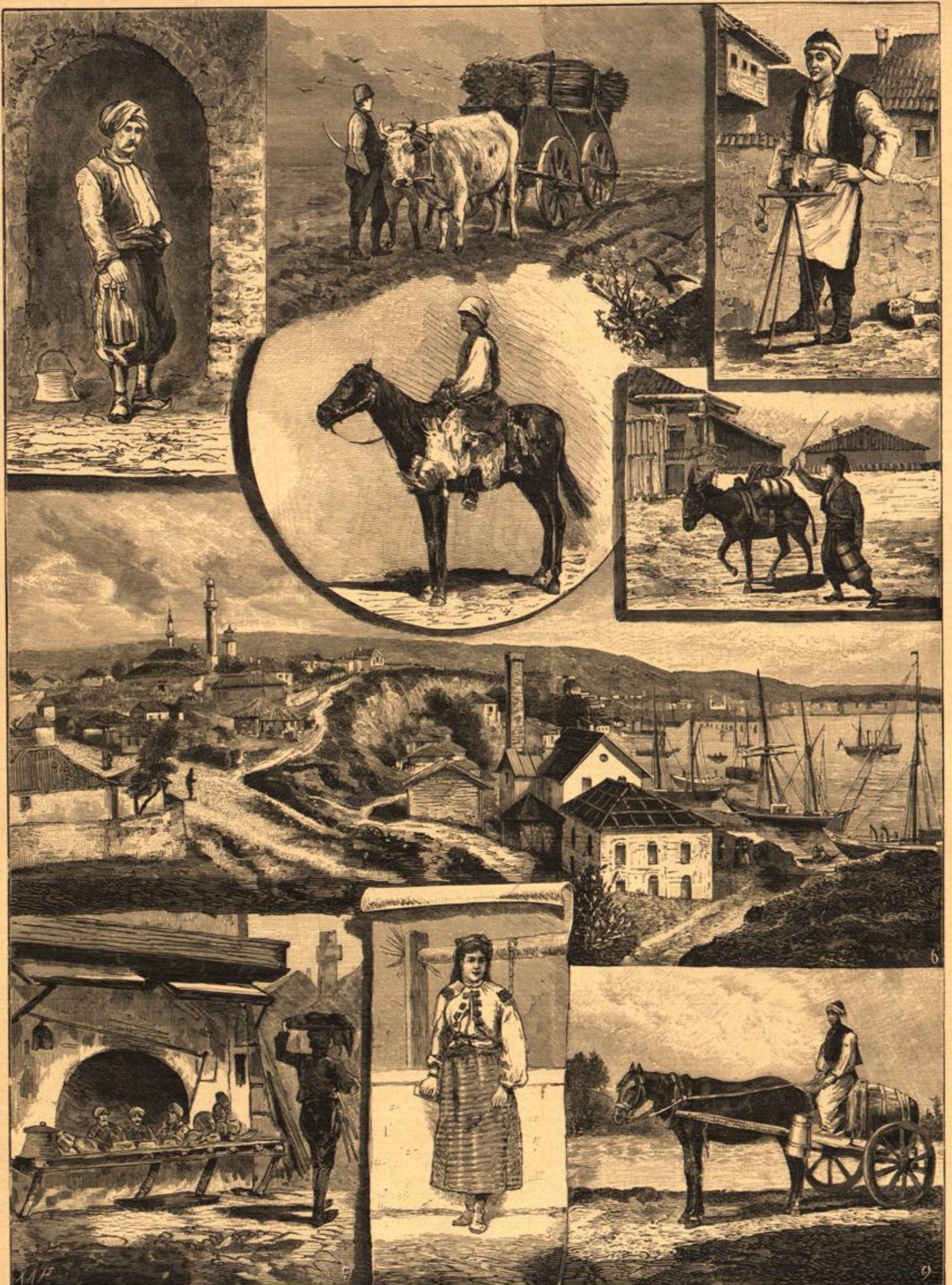
Aber kaum hatte er drei Schritte gemacht, da versank er bis über den Gürtel und schrie jämmerlich um Hülfe.

Der erschrockene Gelehrte reichte ihm das äußerste Ende des Gewehrlaufs, woran der Neger sich mit beiden Händen festklammerte. So wurde er mit Mühe aus dem zähen Morast gezogen.

Unterdessen war der erlegte Vogel versunken und somit die Beute verloren.

„Welche Fatalität!“ rief Audubon ärgerlich. „Das schöne Exemplar ist unrettbar verloren.“

„Wir müssen warten, bis der andere Müdenschnapper sich wieder blicken läßt,“ brummte Murphy.



1. Milchhändler. — 2. Holzbauer. — 3. Der Gebäckverkäufer (Galkadgy). — 4. Der Perekop (Wortverkäufer). — 5. Ein Zigeuner-Sacradgy. — 6. Rußland. — 7. Bäckerladen und Brodverkäufer (Furnadgy). — 8. Bauernmädchen. — 9. Bulgarischer Wasserhändler.

Bilder aus Rußland. Nach Skizzen von N. Butsch. (S. 135.)

Darauf mußten sie freilich ziemlich lange harren. Dann aber erschienen drei Mückenschnapper zu gleicher Zeit, die mit ängstlichem Gepiepe über dem Sumpfwasser hin und her flatterten, ohne sich mit dem Schnappen von Insekten zu beschäftigen. Muthmaßlich vermischten und betrauertem

sie den todtten Gefährten. — Der Naturforscher zauberte lange und wartete geduldig, bis einer von den Vögeln über die Weiden am Ufer hinslog. Als bald schoß er und wieder fiel ein Mückenschnapper, diesmal zwischen die alten, morschen Weidenstümpfe.

Frohlockend eilten die drei Vogeljäger dorthin, um den erlegten Vogel zu holen, der noch lebte, die Flügel bewegte und sich vergeblich in die Lüfte zu schwingen versuchte. Schon wollte Murphy mit ausgestreckter Hand die Beute ergreifen, da prallte er plötzlich erschrocken zurück.



Gustav Bala in Weiser's, 1521. Gemälde von G. Salomann. (S. 142.)

Eine große, häßliche, gefleckte Schlange ringelte sich zwischen den alten Weidenstümpfen hervor, aus den Massen moderner Laubes und Gezweiges, welches den Erdboden dort bedeckte. Der Kopf mit dem weit aufgesperrten Rachen war besonders abscheulich.

Eine blitzschnelle Bewegung machte die Schlange und erschnappte den verwundeten Vogel, worauf sie sich mit der Beute zurückzog und in ihrem Schlupfwinkel spurlos verschwand.

„Herr Gott von Irland!“ schrie Murphy geisterbleich.

„Das ist eine so fürchterliche Schlange, wie ich noch keine am Mississippi gesehen!“

„Es ist eine Molassinschlange, wenn ich mich nicht irre,“ sagte Audubon, auch sehr erregt.

„O guter Herr!“ rief Virginius, an allen Gliedern

beend, „ich weiß es besser, es ist die gräßliche Massafaugua, die ist noch viel schlimmer, als die Massafinschlange!“

„Ich habe Lust, das Ungeheuer umzubringen, weil es mir den Vogel weggeschnappt hat,“ sprach der Gelehrte.

„Thut es nicht, Massa!“ warnte der Neger. „Ihr könntet in ein Schlangennest gerathen!“

„Nehmt Euch in Acht, Sir!“ rief auch der junge Ir-
länder. „Vielleicht ist da ein ganzes Rudel von greulichen
Schlangen beisammen, und bevor Ihr eine tödtet, werdet
Ihr von dreien gebissen.“

„Und mein Mückenschnapper?“

„Der ist ja doch verloren. Die Schlange hat ihn schon
verschluckt.“

„So müssen wir versuchen, ob wir zum dritten Male
mehr Glück haben.“

„Aber, Sir, der Tag neigt sich zur Rüste. In der
Dunkelheit ist unser Weg noch beschwerlicher zu passiren
und sogar gefährlich. Und seht, der Himmel verdüstert sich;
es kommt ein Plazregen, vielleicht ein Gewitter mit furcht-
barem Wolkenbruch.“

„Ein Stündchen noch wollen wir warten, das merkt Euch,
Master Murphy; bevor Ihr die drei Dollars bekommt,
muß ich einen Mückenschnapper haben. Das ist so unser
Kontrakt.“

Brummend fügte sich der junge Mensch dem Verlangen
des Naturforschers.

Nach geraumer Zeit kamen wirklich wieder zwei ängst-
lich piepende Mückenschnapper zum Vorschein.

Audubon zielte bedächtig minutenlang, schoß und traf.
Und dießmal erlangte er den so mühsam gesuchten seltenen
Vogel. Weber der schwarze Morast noch eine tödtliche
Schlange machten ihm die Beute streitig.

„Jetzt laßt uns geschwind abmarschiren,“ mahnte
Murphy. „Es wird hohe Zeit; ein böses Unwetter zieht
herauf.“

„Hörcht, Massa!“ rief der Neger. „Es donnert!“

Wirklich vernahm man dumpfes Donnertrollen aus der
Ferne.

„Von Süden kommt es,“ sagte Murphy, „das wird
ein schöner Spaß werden für uns hier inmitten der Sümpfe.
Da blüht es!“

Der Naturforscher, bis jetzt mit der Untersuchung des
erlegten Mückenschnappers beschäftigt, blickte auf und nach
der Richtung, wohin der Irländer zeigte.

Es war richtig ein furchtbares Gewitter im Anzuge.
Von Süden herauf zog mit unheimlicher Schnelle eine
raben-schwarze Wolkenwand, aus welcher flammende Blitze
hervorzuckten.

„Dem Gewitter können wir nicht mehr enttrinnen,“
meinte Audubon. „Der Ablauf von einer halben Stunde
haben wir es über unseren Köpfen.“

„Und ein Wolkenbruch wird vielleicht die ganze Gegend
überschwemmen, es uns unmöglich machen, den rechten Weg
zu finden, so daß wir uns verirren und in einen Sumpf
gerathen, der dann wahrscheinlich unser Grab sein würde,“
sagte Murphy.

„Gibt es denn nicht mehr in der Nähe, als das Flat-
boot Eures Vaters hier, in der Gegend irgendwo ein
schützendes Dach, wo wir Zuflucht finden könnten?“

„Hm, ja,“ antwortete zögernd der Irenjüngling, „es
gibt dahinten ein altes, verfallenes Blockhaus.“

„Wo dahinten?“

„Dort, hinter den hohen Cypressen.“

Murphy zeigte nach Osten, wo man in der Entfernung
von etwa einer halben englischen Meile einen Cypressenhain
gewahrte.

„Wohnen da Leute?“

„Nein, das Haus ist verlassen und gänzlich verfallen.
Ich habe es nur von außen gesehen, als ich einmal auf
einer Jagdstreiferei vorbeikam.“

„Es war also dort früher eine Farm?“

„Ja, eine Tabakspflanzung hatte Jemand da angelegt.“

„Das fieberdunstige Klima hat wahrscheinlich die Leute
vertrieben?“

„Es kann sein.“

„Oder war da noch irgend eine andere Ursache?“

„Hm, ja, man spricht allerlei Unheimliches von der
verlassenen Tabakspflanzung.“

„Was denn? So sagt es doch und macht kein Hehl
daraus!“

„Es soll da ein Mord verübt sein,“ flüsterte Murphy
schüch.

„Run, das ist ja schrecklich genug; aber deshalb brauchen
wir doch keine Angst zu haben.“

„Ja, aber seitdem ist es da nicht geheuer.“

„Aha, jetzt kommt's also heraus? Ihr fürchtet Euch
vor Gespenstern?“

„Ja, meiner Seele, das thut ich. Ihr vielleicht nicht,
Sir?“

„Gewiß nicht. Ich habe in Amerika noch keine Ge-
spenster gesehen.“

„Ich auch nicht, das muß ich zugeben, Sir. Doch in
Irland zu Hause haben wir viele Gespenster: den Boofa,
den Gruachach, den Cluricaune, die Banshee.“

„O Massa, es gibt wohl Gespenster,“ betheuerte auch
der schwarze Virginus mit aller Ernsthaftigkeit. „Meine
Mutter konnte selbst sehr gut heren und sie hat mir oft
erzählt von den weißen Gespenstern in Afrika...“

„Run ist's genug von Gespenstern!“ rief Audubon.
„Alles euer Geschwätz ist Unsinn. Vorwärts! Wir wollen

nach dem Blockhaus hinein; so verfallen es auch sein mag,
wird es uns doch Schutz gewähren vor dem Gewitter.“

„Wohl, Sir, wenn Ihr es durchaus wollt, so soll es
mir auch recht sein,“ brummte Murphy. „Aber wenn ein
Unglück passiert, so ist es nicht meine Schuld. Ich muß
mir es sauer genug werden lassen für die drei Dollars.“

„Wie rasch können wir das Haus erreichen?“

„Wenn wir tüchtig zutreiben, nach einer Viertelstunde.“

„Soll ich den Vogel tragen, Massa?“

„Nein, Virginus, den will ich doch lieber selbst in gute
Obhut nehmen. Trage Du meine Flinte.“

Und die Drei eilten nun, so rasch es die Bodenbeschaffen-
heit gestattete, an dem Weidensumpf vorbei, dem kleinen
Cypressenhain zu, den sie auch umgehen mußten, denn in-
mitten desselben war ein tiefer Morast.

Auf der andern Seite aber war höheres Land. Weiter-
hin nach Osten sah man den Tennessee'schen Hochwald den
Horizont begrenzen.

Das verlassene Blockhaus sahen die Ankömmlinge nun.
Da lag es so geheimnißvoll und seltsam am Rande des
finsternen Cypressenhains, windschief, moosbewachsen, schreck-
lich verfallen, doch ein ziemlich großes Gebäude. Und einen
ebenso trübseligen Anblick gewährte auch die nächste Umgebung,
wo man noch Spuren von Einzäunungen bemerkte, sowie
einen verwüsten Garten voller Unkraut, Giftblumen,
Brennnesseln und Disteln.

Das Asyl wurde gerade zur rechten Zeit erreicht.

In großen, schweren Tropfen begann der Regen nieder-
zufallen; die Blitze zuckten immer häufiger; der Donner
grollte gewaltig und majestätisch.

Eilig liefen die drei Männer durch den verwilderten
Garten dem Hause zu.

Plötzlich stieg Audubon. Mit Erstaunen sah er in-
mitten der Brennnesseln und Distelbüsche, halb verborgen,
ein reizendes Blumenbeet, das in den schönsten Farben des
Frühlings prangte.

„Das sieht ja höchst auffallend hier aus,“ meinte er.

„Es soll das Grab sein,“ flüsterte Murphy.

„Welches Grab?“

„Die Stelle, wo der entsehlliche Tabakspflanzer die Leiche
seiner Frau vergraben hat, nachdem er sie aus Eifersucht
umgebracht, wie man sagt.“

Die Thüre des Blockhauses war nicht verschlossen. Ohne
Hinderniß konnten die Schutzsuchenden hineingelangen in
einen Raum, der wohl ursprünglich als Küche gedient hatte,
denn man sah da einen aus Steinen aufgeführten Herd.
Es war hier sehr dunkel. Aber Audubon hatte Feuerzeug
bei sich und zündete ein Wachlicht an. Ein großer Hau-
kloß stand in einer Ecke und konnte als Tisch dienen.
Darauf legte der Naturforscher mit aller Sorgfalt den er-
beuteten seltenen Vogel.

Dann kauerte er sich mit den Gefährten, in Ermang-
lung von besseren Sitzen, auf den Fußboden nieder. Die
einzigen Lebensmittel, welche sie für den kleinen Jagdaus-
flug mitgenommen, bestanden aus einer Flasche Sherry und
einigen Biscuits, die gewissenhaft theilte wurden.

Das Unwetter tobte fort und wurde immer ärger.

„Woher habt Ihr Eure Nachrichten von dem früheren
Besitzer dieses geheimnißvollen Hauses?“ fragte der Gelehrte,
um die triste Situation durch ein unterhaltendes Gespräch
zu wärmen.

„Von einem alten Viehtreiber, Sir, der manchmal
meinen Vater im Flatboot besucht, um mit ihm ein Gläs-
chen zu trinken.“

„Wurde der angebliche Mörder denn nicht bestraft?“

„Ich glaube nicht. Die Sache muß einen besondern
Haken haben. Der Pflanzler soll selbst gesagt haben, daß
er seine Frau getödtet. Nachher war er verschwunden.
Man behauptete, er habe sich reuevoll und aus Verzweiflung
in den Cypressensumpf gestürzt. Ha, dann kamen die Gläu-
biger, Gerichtsdiener, Advokaten und verkauften die Negers,
sowie Alles, was nicht niot- und nagelfest war. Die
Pflanzung verfiel völlig, weil Niemand Lust hatte, die Be-
sitzung zu kaufen. Man sagt aber, daß der Pflanzler hier
noch bisweilen als Gespenst erscheint, um zur Buße seiner
Sünden das Grab der Ermordeten zu pflegen und sonst
noch allerlei Geisterstreich zu treiben.“

„Thorheiten!“

„O, sagt das nicht!“ rief Murphy erbebend. „Hörcht,
Sir! Was ist das?“

„Run, es donnert. Das ist ja gerade nichts Neues
heute Abend.“

„Nein, ich meine die Geisterschritte, welche ich soeben
deutlich vernahm. Oben im Hause muß Jemand sein, der
auf und nieder geht. Unter seinen Fußritten erkracht die
morische Diele.“

„Poffen! Es ist der Sturmwind, welcher das alte Holz-
werk erkrachen läßt. Mein lieber Murphy, Ihr solltet es
doch wissen, daß Geister stets geräuschlos aufzutreten pflegen.“

Murphy schwieg ganz verdußt, denn dieß Argument
erschien ihm unwiderleglich.

„Ihr habt verhin von Euren höchst seltsamen nationalen
irlandischen Gespenstern gesprochen,“ bemerkte der Gelehrte
nach einer Pause. „Sagt doch, was versteht man denn
eigentlich unter Banshee?“

„Die Banshee ist ein weiblicher Geist,“ erklärte der
Irenjüngling mit ernster Miene. „Wenn den Bewohnern der
Hütten ein Unheil droht, so läßt die Banshee in stiller Nacht
ihren Mark und Bein erschütternden Klageschrei hören.“

„Und der Boofa?“

„Der Boofa ist ein nedischer Kobold, ein schadenfroher
Geselle, derselbe, den die Engländer Puck nennen.“

„Den kenne ich aus Shakespeare's Sommernachtsstraum.
Und der Gruachach?“

„Der Gruachach ist ein über und über mit Haaren be-
decktes, sehr boshaftes Gespenst.“

„Und der Cluricaune?“

„Ah, dieser, auch Vogherryman genannt, ist ein kleines
altes Männchen, das in alten, baufälligen Häusern umher-
spukt, vergrabene Schätze bewacht und die Leute zum Narren
hat. Meine Großmutter hat selbst 'mal einen Cluricaune
gesehen und... Ah, Herr Jesus, schühe uns!“

Ein flammender Blizstrahl überflutete mit blendendem
Lichtglanz den Küchenraum und fast augenblicklich folgte ein
so furchtbarer Donnerschlag, daß die Grundvesten der Erde
zu erbeben schienen.

„Wir sind des Todes!“ ächzte der Neger.

„Es hat wahrscheinlich eingeschlagen im Cypressenhain,“
sprach Audubon, und dann rief er staunend: „He, wer ist
das? Welche wunderliche Erscheinung!“

„Es ist der Cluricaune!“ kreischte Murphy entsetzt.

Ein kleiner ältlicher Herr mit grauen Haaren und
bleichem Antlitz, übrigens sehr anständig in einen grauen
Anzug gekleidet, stand da plötzlich vor den Dreien, verbeugte
sich zierlich und sprach höflich: „Bon soir, messieurs!
Comment vous portez-vous?“

„Es ist der Geist!“ stöhnte Murphy in Todesangst.
„Gerade so hat ihn meine Großmutter gesehen.“

„Ich bin kein Geist,“ versetzte der kleine Alte verächtlich
in englischer Sprache. „Wenn Ihr das glaubt, so seid Ihr
ein Esel, junger Mensch.“

„Wie seid Ihr hier hereingekommen?“ fragte Audubon.

„Ich bin auf meinen zwei Beinen hereingekommen.“

„Wer seid Ihr?“

„Ich habe wohl eher das Recht, Euch zu fragen, was
Ihr hier zu suchen habt. Wer ich bin? Nun, ich bin der
einstige Besitzer dieser verlassenen Plantage; ich bin Eugen
Bidal.“

„Ihr seid der Tabakspflanzer?“

„Ja; was ist so Sonderbares dabei?“

„Der Mann, der...“

„Der Mann, der hier seine Frau begraben hat; ja, der
bin ich. O, ich komme wohl hieher, um das Grab zu pflegen
mit eigenen Händen. Niemals hat ein Mann seine Frau
so lieb gehabt, wie ich.“

„Aber man sagte doch...“

„Was sagte man?“

„Allerlei abscheuliche Gerüchte...“

„Gerüchte, daß ich meine Frau ermordet haben soll,
nicht wahr?“

„Wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, Sir, so
muß ich gestehen, daß man allerdings Derartiges von Euch
sagt.“

„Ich bin freilich daran schuld,“ sprach Vidal traurig.
„Warum wählte ich diese verfluchte Fiebergegend in der
Niederung des Mississippi, um eine Tabakspflanzung zu
gründen, nachdem meine Pflanzung in Alabama durch Ueber-
schwemmung vernichtet worden war. Ich hoffte, hier rasch
wieder Vermögen zu erwerben. Aber meine liebe Frau
wurde vom Fieber befallen und starb. Und so ging dann
nachher Alles zu Grunde. Der Gram machte mich eine
Zeitlang irrsinnig; ich war mehrere Jahre in einer Heil-
anstalt untergebracht. Nun aber bin ich wieder geistig ge-
sund und wohne bei einem reichen Vetter in Alabama, der
mich großmüthig unterstützt. Zweimal im Jahre reise ich
hieher, um das Grab meiner theuren Hortense zu pflegen,
mit den schönsten Blumen zu schmücken und das verlorene
Glück zu beweinen.“

„Dann hat man Euch ja schmachvoll verleumdet, Sir!“
rief gerührt der Gelehrte und reichte dem alten Herrn die
Hand. „Mein Name ist Audubon, ich bin aus Louisiana,
Naturforscher und Maler, beschäftigt mit einem großen
ornithologischen Werke und bin hieher gekommen, um den
seltenen Mückenschnapper zu erlangen, den Ihr dort liegen
seht.“

„Ah ja, der hübsche bunte Vogel!“ murmelte der ehe-
malige Pflanzler und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.
„Meine selige Hortense liebte so sehr diese munteren Vögel
und freute sich immer, wenn dieselben im Frühjahr sich ein-
stellten.“

„Ihr müßt hier im verfallenen Blockhaus aber manchen
Unbequemlichkeiten ausgesetzt sein, wenn Ihr Euch hier
längere Zeit aufzuhalten pflegt.“

„Ich kann bei meinen Besuchen immer nur einige Tage
verweilen. Oben im Hause ist ein ziemlich wohlliches
Zimmer noch vorhanden. Mein Diener ist mit zwei Reit-
pferden nach dem benachbarten Städtchen Rising geritten,
um die Thiere beim Hufschmied neu beschlagen zu lassen,
denn übermorgen muß ich nach Alabama zurückreisen. Als
der furchtbare Blizschlag erfolgte, lief ich herunter, weil ich
in momentaner Bestürzung glaubte, es habe im Hause ein-
geschlagen, da sah ich mit Staunen, daß ich nicht mehr
allein hier sei. Kommt nun mit nach oben, seid meine
Gäste; ihr findet dort einige Bequemlichkeiten und Er-
frischungen! Das Gewitter scheint jetzt etwas nachzulassen.“

Audubon folgte der freundlichen Einladung, auch der
Negers und Murphy, der nun begriff, daß die „Geister-
schritte“, welche er gehört, von dem alten braven Pflanzler
herstammten, dem er im Stillen recht von Herzen den bösen,
unbegründeten Verdacht abbat.

Oben war es in der That besser als unten, wie sich nach dem Erstklettern der morschen alten Treppe ergab. Die Gäste fanden da einige bescheidene Bequemlichkeiten, ein nicht allzu hartes Nachtlager, sowie Speise und Trank, Wein und Cigarren.

Das Gewitter hörte allgemach auf. Vom Nachthimmel verzogen sich die Wolken und die Sterne begannen zu glimmern.

Doch erschien es nicht rathlich, nach solcher Regenstut die Mississippiiniederung bei Nachtzeit zu passiren.

Audubon plauderte viel mit dem alten Pflanzer, dessen trefflicher Charakter ihm die größte Achtung abgewann.

Am folgenden Morgen nahm er von ihm den herzlichsten Abschied und versprach, ihn in Alabama wieder zu besuchen.

Er verließ dann mit Virginius und Murphy das verfallene Blockhaus.

„Laßt es Euch eine Warnung sein, dieß Erlebnis mit dem würdigen Herrn Vidal,“ sagte er zu dem jungen, gespenstergläubigen Järländer. „Seid zukünftig vorsichtiger in Euren Urtheil über andere Leute. Gewöhnlich sind es die besten, die edelsten, die zarifühndsten Menschen, die von den bösen Mäulern rothgesimter Dummköpfe auf's Schändlichste verleumdet werden.“

Der beschwerliche Marsch durch die Sumpfniederung wurde ohne Unfall bewerkstelligt.

Und der so mühevoll erlangte Müdenschnapper (*Setophaga ruticilla*) wurde von Audubon prachtvoll gemalt und meisterhaft beschrieben für sein großes, epochenmachendes Werk über die amerikanischen Vögel, das nachher zum Preise von zweitausendeinhundert Mark pro Exemplar auf Subscription erschien und seinem Autor den wohlverdienten hohen Ruhm erwarb, der größte Ornithologe seiner Zeit zu sein.

Der Fischmarkt von Billingsgate in London.

(Vgl. S. 140.)

Die Fischweiber sind von altersher als die höflichsten ihres Geschlechts bekannt und sprüchwörtlich, ihrer guten Sitten wegen, waren die von Billingsgate in London. Aber wie heute alle Poesie auf Erden schwindet und dem Materialismus Platz macht, so ist auch das alte Fischweib von Billingsgate so gut wie verschwunden, und Repräsentantinnen des Typus findet man nur noch in einzelnen Hafenstädten, besonders aber in der Vorstadt der Halles Centrales zu Paris. Die Frauen, welche heute in Billingsgate verkehren, sind Kleinhändlerinnen und Höckerinnen, die, im Vergleich mit jenen Vorgängerinnen, sehr gute Manieren haben.

Der Markt von Billingsgate in London versorgt nicht nur die vier Millionen Bewohner der Metropole mit Fisch, es ist auch das große Hauptdepot für ganz England und einige Länder des Festlandes. Im Jahre 1880 kamen mehr als 130,000 Tonnen (a 20 Centner) Fische nach London, und 1881 stieg die Zufuhr zu der erstaunlichen Höhe von 193,996 Tonnen. Man hat berechnet, daß 130,000 Tonnen Fische jährlich ungefähr einem täglichen Quantum von 400 Tonnen Fleisch gleichkommen, daß aber letztere dem Gewicht einer Heerde von 1000 Stück Rindvieh entsprechen. So groß wie diese Zufuhr sein mag, so liefern doch die statistischen Erhebungen den Beweis, daß dieselbe stetig zunimmt und zwar in bei weitem schnellerer Steigerung, als die Zunahme der Bevölkerung.

Hat der Leser schon einmal die Fischbörse in Billingsgate während der Geschäftsstunden besucht? Wenn er ein Londoner ist und weit entfernt wohnt, muß er zeitig aufbrechen, so gegen vier oder fünf Uhr.

Der geschäftigste Tag ist der Freitag. Nicht nur weil es der Fasttag für alle guten Katholiken und einige protestantische Sekten ist, sondern auch weil bei den ärmeren Klassen gegen das Ende der Woche das Geld knapp wird und man sich dann des Mittags statt des üblichen Fleisches mit Fisch begnügt. An einem solchen Tage zählen in Billingsgate die Höcker zu Tausenden; ob sie alle kaufen oder nicht, ist unbekannt. Befragen ihnen die Preise nicht, so eilen sie nach Covent Garden, denn wenn sie heute nicht Matorelen, Heringe oder Sprotten verkaufen können, so thun Kartoffeln oder Ananas und dergleichen dieselben Dienste. Trotzdem verkaufen die Höcker beinahe ein Drittel aller Fische, welche zu Markte kommen. Sobald die Uhr fünf schlägt verläßt ein Gong, daß die Auktionatoren zur Stelle sind, und Alles eilt nach deren Pulten, um welche auf niedrigen Bänken oder Tischen die zu verkaufenden Fische aufgeschichtet werden. Sobald ein Theil abgelegt ist, müssen dieselben sofort weggeschafft und durch neue Zufuhr ergänzt werden, bis der Borrath des Tages erschöpft ist. Das Geschäft, obgleich es nach bestimmten Regeln abgemacht wird, erscheint dem armen Nichtbetheiligten wie ein entsetzliches Durcheinander, wozu das Geschrei und das geschäftige Hin- und Herrennen der Träger, Käufer und aller Betheiligten nicht wenig beitragen.

Wenn thunlich, versuchen wir nach der Wasserseite zu gelangen, besonders wenn einer oder mehrere Dampfkutter angelegt haben. Dann bringen die Träger die zahllosen Kisten aus dem Schiffsraum, in denen die Fische seit ihrem Fange in den verschiedenen Häfen aufgeschichtet gelegen haben. Jede Kiste enthält 70—80 Pfund Fische und jeder Dampfer bringt deren von 1000—2000. Sie werden direkt nach den Bänken getragen und versteigert.

Die Auktion fand früher nach der sogenannten holländischen Manier Statt; die Preise gingen abwärts, bis sie das Limitum eines der Käufer erreichten, der nur ganz oberflächlich die Waare besichtigen durfte, welche er an sich zu bringen wünschte. Jetzt sind die Verkäufer konzeptionirte Auktionatoren, und die Waare wird schnell in der gewöhnlichen Art und Weise zugeschlagen. Schollen, Schellfische, Matroden und so weiter werden stufenweise verkauft, aber Stodfish und Klippfische nach dem halben Schod oder Viertelschod. Heringe werden von den Schiffen weg nach dem langen Hundert losgeschlagen, womit 130 Stück gemeint sind; auch Ale werden zumeist direkt von den holländischen Schiffen weg gekauft. Lachs, Lachsforelle und andere feine Fische werden

auf dem Privatwege erhandelt. Die Preise fluctuiren je nach dem Angebot. Die Durchschnittspreise sind beim Engroskauf für Scholle, Lachs, Meeräsche, Whiting und Ale 1 Schilling per Pfund; Schellfisch, Sprotten, Stodfish, Heringe, Klippfische und Kothaugen bringen nicht mehr als 2 Pence per Pfund.

Krebse werden nach dem Rit (einem langen Korbe) und zu zwanzig Stück verkauft; Hummer ebenso. Ruckseln in 3 Centner wiegenden Säcken; Garnelen und Austern schüsselweise. Ein Käufer von Austern darf niemals seine Waare selbst vom Bord des Schiffes tragen, sondern muß einem „Ufermann“ 4 Pence per Schüssel dafür bezahlen.

Kleine, zerbrochene und nicht fortirte Fische werden als „Abfall“ verkauft und gehen zu billigen Preisen in die Fischläden für die Armen in kleineren, obskuren Straßen.

Neben den Höckern und Händlern gibt es noch eine wichtige Sorte Käufer in Billingsgate — die Bummarees oder Verkäufer. Der Bummaree ist der Spekulant auf der Fischbörse. Die schlauen Herren beobachten den Markt, das Angebot und die Nachfrage und kaufen sodann mit der Absicht, sofort wieder zu verkaufen. Das Speculiren in Fischen ist aber gefährlicher als das in Früchten oder Gemüsen, denn später des Tags kann eine große Senkung per Bahn nach Billingsgate kommen und den Preis auf die Hälfte herabdrücken.

Franklin's wohlbekannter Ausspruch: „Wer sich einen Fisch aus dem Meere holt, gewinnt ein Stück Geld,“ bewahrheitet sich immer mehr und mehr. Der Fischreichtum der See ist schier unerschöpflich und die Fische bedürfen weder der Waide, noch der Pflege, noch der Fütterung — sie brauchen nur gefangen zu werden. Aus der Nordsee allein sollen Engländer, Schotten, Franzosen, Norweger, Schweden, Dänen, Deutsche, Holländer und Belgier jährlich Fische im Werthe von 500 Millionen Mark fangen, wie der Hon. Spencer Walpole ausgerechnet hat. Nach den letzten offiziellen statistischen Erhebungen sind an den Küsten von Großbritannien und Irland nicht weniger als 30,000 Fahrzeuge, bemannt mit 105,000 Menschen, mit dem Fischfang beschäftigt, von denen 14,500 Boote mit einer Besatzung von 50,000 Männern und Knaben auf die Haringflotte von Schottland entsallen.

Außer denen, welche sich thätig auf dem Meere mit dem Fischfang beschäftigen, stehen mindestens abermals 105,000 Menschen auf dem Lande mit der Seefischerei in Verbindung. Diese 210,000 Menschen, zumeist Familienväter, repräsentiren eine Volkszahl von mehr als 750,000 Menschen, welche auf die Seefischerei für ihren täglichen Lebensunterhalt angewiesen sind. Diese Zahlen können freilich nur einen annähernden Begriff von der Menschenmenge geben, denen diese Industrie mehr oder weniger Beschäftigung verschafft, von den Bootbauern und Berufsgenossen von Fischereigeräthen durch eine lange Reihe von Zwischenpersonen bis zu den Groß- und Kleinhändlern, welche den Fisch mit Fischen verlegen. Das in den britischen Fischereien angelegte Kapital soll genügend sein, 6 Millionen Aderland zu bestellen, oder etwa ein Sechstel des zur Zeit dort unter Kultur stehenden Landes. Bald dürfte aber das Anlagekapital sich wesentlich vermehren, denn noch birgt der Ocean unermeßliche, bis zur Zeit noch mehr oder weniger vernachlässigte Quellen des Reichthums und der Speculation.

Richard Oberländer.

Die Geschichte des Zinns.

In einem im vorigen Jahre in Paris erschienenen Werke beschäftigt sich der bekannte Kunstforscher Germain Bapst speziell mit dem Zinn und der Geschichte seiner Verwendung vom grauen Alterthum bis zum Ausgange des Mittelalters. Das Buch belehrt uns, daß der allgemeine Gebrauch des Zinns in Kirchen wie in Privathäusern erst mit dem 14. und 15. Jahrhundert sich verbreitete. Ein Altarretzel aus vergoldetem Zinn, vielleicht noch dem 14. Jahrhundert angehörig, befindet sich im Germanischen Museum; Wasserkränze — Aquamaniles — Reßkönnen für den gewöhnlichen Gebrauch, in seltenen Fällen auch Kelche werden in den Inventaren verschiedener Kirchen erwähnt. Ebenfalls erwähnt werden Weihwasserbecken, Taufbecken und Kannen. Behälter für das heilige Oel, Weihrauchbüchsen und Hostienbehälter — aber erhalten ist uns fast nichts von allen diesen Gefäßen. In dieser Zeit wurde auch der Gebrauch der Orgeln allgemeiner, zu deren Pfeifen bekanntlich meistens Zinn verarbeitet wird. In den Klöstern stieg der Reichtum an Gefäßen aus Edelmetall so, daß das Zinn meist in die Küchen verwickelt wurde, doch sind uns nur wenige Dokumente erhalten, die genaue Aufschluß geben könnten. Interessant ist ein Bericht des Kanonikus Buis von Hildesheim, der um 1470 auf einer Inspektionsreise durch die Klöster Sachsens in Erfurter Nonnenklöstern eine große Anzahl Zinngeräthe auffand und in seinem Berichte aufzählt. Es befanden sich zum Beispiel bei den Nonnen zum heiligen Kreuz 150 Kannen, 70 Becher, 12 Krüge, 33 Schalen und eine entsprechende Anzahl auch in den übrigen Klöstern. Im Bürgerstande, der nicht wohlhabend genug war, um seine Tafel und seine Kledenz mit Edelmetallgeschirr zu bestücken, erstellte das Zinn diesen Mangel. Schüsseln und Teller, Schalen und Kannen, Krüge und Becher, Salzfaß und Oelfrug, Kessel und sonstiges Tafelgeschirr, Alles wurde aus Zinn gebildet und zwar in denselben Formen, die auch für Edelmetall gang und gäbe waren. Große Schaustücke wurden noch durch Färbung und Vergoldung gehoben, so daß der ganze Eindruck ein reicher und harmonischer war. Verschiedene unserer Museen bewahren gothisches Zinngeschirr auf — auch in einzelnen Privatsammlungen sind gute Stücke erhalten. Eine besonders wichtige Rolle spielte das Zinn bei den Schützenfesten. Häufig waren als Preise Stücke des beliebten Zinngeschirrs ausgesetzt, ja es wurde zur Regel, dem besten Schützen einen Ehrentrost und eine Citrone auf einem Zinnteller zu präsentieren, der mit Blumen bedrängt war; der schlechteste Schütze erhielt aber ebenso feierlich auf einem Holzteller, der mit Reßeln bedrängt war, einen Trunk Dünnebier und einen Kessel, vulgo Quarf. Eine ganze Reihe weiterer Verwendungen gibt uns Germain Bapst ausführlich an: Leuchter, die in den bekannten Formen der Weinschleier auftreten und vielleicht in denselben Formen gegossen sind; ein Adler als Leuchtpult in der Kathedrale von Limoges, Holztische mit aufgelegten, durchbrochenen Verzierungen aus Zinn; Folie für Schmuckstücken; Spiegel und Spiegelbelag; Medaillen, Plaketten, Wertheigeln, Fingerringen, Kinderpielzeug u. Der Gebrauch des Zinns zur Zeit der Renaissance ist allgemeiner bekannt.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Sechstes Kapitel.

Die Nachricht, daß der Erbe des verstorbenen Baron von Helbern aus Brasilien angekommen sei und nun schon in dem alten Hause wohne, hatte sich rasch in den Kreisen verbreitet, die daran Interesse nahmen.

Der Oberst und auch dessen Sohn sahen sich nun mehr denn je von ihren Gläubigern bedrängt, die sich nicht länger gedulden wollten und in richtiger Erkenntniß der Sachlage an einen glücklichen Ausgang des Erbschaftsprozesses nicht glaubten.

Von verschiedenen Seiten wurden sie, wenn auch in verbämter Weise, darauf aufmerksam gemacht, daß die Verlobung Hertha's mit dem Universalerben das einzige Rettungsmittel sei, und der Oberst bot jetzt Alles auf, um diese Verlobung zur Thatfache zu machen.

Franz von Helbern war ebenfalls bemüht, durch lebenswürdige Aufmerksamkeiten die Gunst seiner schönen Cousine zu gewinnen; er bezeugte ihr seine wachsende Zuneigung in auffallender Weise, und trotz ihrer Liebe zu dem Hauptmann von Galen mußte Hertha zugeben, daß sie an ihrem Vetter nichts zu tadeln fand.

Sie hörte ihm gerne zu, wenn er plauderte, und da er seine Gefühle ihr gegenüber niemals in Worte kleidete, so entstand kein Mißton zwischen den Beiden, an dem der Wunsch des Obersten hätte scheitern können.

Und daß Hermann diesen Wunsch theilte, konnte dem Hauptmann von Galen nicht verborgen bleiben; mit seinem eifersüchtigen Blick durchschaute er sehr bald die Sachlage, und er hielt es für rathsam, nun mit seiner Werbung offen herauszutreten.

Der Oberst empfing ihn freundlich, er führte ihn in sein Arbeitszimmer und bot ihm einen Stuhl an, dann hörte er geduldig, ohne eine Frage oder Bemerkung dazwischen zu werfen, seine Wünsche und Bitten an.

„Ich schäme Sie hoch, Herr Kamerad,“ sagte er, „als der Hauptmann endlich schwieg, „ich leugne auch nicht, daß ich auf Ihren Antrag vorbereitet war, aber es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie mir diese Ehre nicht erzeigt hätten. Sie kennen meine Verhältnisse, die nichts weniger als glänzend sind, in dieselben Verhältnisse werden Sie kommen, wenn Sie heirathen, und das möchte ich weder Ihnen noch meiner Tochter und meinen Enkeln wünschen.“

„Wir werden uns nach der Decke strecken, Herr Oberst!“

„Das habe ich auch gewollt, aber wie ich's auch einrichten möchte, die Decke war nach allen Seiten zu kurz und zu schmal, und so würde es Ihnen auch ergehen. Eine Aussteuer kann ich meiner Tochter nicht mitgeben und was eine Frau kostet, davon haben Sie nicht die leiseste Ahnung.“

Hauptmann von Galen drehte ungeduldig an den Spitzen seines schwarzen Bartes und heftete den Blick auf die Hirschgeweihe; er wußte jetzt schon, daß sein Antrag abgelehnt war.

„Hertha ist einfach erzogen,“ sagte er, „sie wird keine großen Ansprüche machen. Wir werden mit meinem Gehalt ausreichen.“

„So lange, bis die Schulden nicht mehr zu vermeiden sind, und dann geht es rasch bergab!“ unterbrach der Oberst ihn ernst. „Ich habe das Alles kennen gelernt, Herr Kamerad, und ich sage Ihnen noch einmal, ich möchte Sie vor diesem Schicksal bewahren. Sie haben kein Vermögen, Hertha hat auch keinen Pfennig, Sie können als einzelner Mann sorgenfrei leben, wollen Sie heirathen, so müssen Sie eine Frau nehmen, die eine feste Rente in die Ehe mitbringt.“

„Unzere Liebe —“

„Mein Gott, das ist ja Alles recht schön, aber von der Liebe kann man nicht satt werden, den knurrenden Magen stillt man nicht damit. Man fabelt immer von der kleinsten Hütte, in der ein liebendes Paar Platz genug finden sollte; aber die Hütte muß man doch haben, und hat man sie wirklich, dann wird sie schon sehr bald zu eng. Beherzigen Sie meinen Rath, Herr Hauptmann, und entsagen Sie diesem Traume. Sie werden mir später dafür danken. Wie Ihre Zukunft sich gestalten wird, wissen Sie auch nicht; es ist ja wahrscheinlich, daß Sie avanciren werden, aber andererseits kann auch ein unglücklicher Zufall Sie zwingen, Ihren Abschied zu nehmen. Dann aber wäre eine Familie ein Bleigewicht, das Ihnen schwer an der Herse hänge, die Pension schützt Sie eben vor dem Verhungern.“

„Das sind Möglichkeiten, Herr Oberst, von denen man sich nicht bestimmen lassen darf!“

„Die man aber berücksichtigen muß, wenn man einen so ersten Schritt thun will. So sehr ich es auch bedaure, Herr Kamerad, Ihren Antrag muß ich unter den obwaltenden Verhältnissen leider ablehnen.“

Der Hauptmann hatte sich erhoben, eine tiefe Furche zeigte sich zwischen seinen finster zusammengezogenen Brauen.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe, „Hertha erwidert meine Liebe, und durch die Annahme meines Antrages würden Sie Ihre Sorgenlast verringern.“

„Nicht doch, ich würde dann noch immer um die Zukunft meiner Tochter besorgt sein, vielleicht sogar in höherem

Grabe," antwortete der Oberst, der mit ernster Miene ihm gegenüber stand. „Ich habe nur noch den einen Wunsch, meine Kinder glücklich zu sehen, und für die Erfüllung dieses Wunsches würde ich freudig den Rest meines Lebens hingeben.“

„Ich muß aus Ihren Worten vermuthen —“

„Bitte, Herr Hauptmann, sprechen Sie keine Vermuthungen aus, die mich vielleicht verlegen könnten! Wenn meine Hoffnungen sich erfüllt hätten und der Nachlaß meines Bruders zur Hälfte in meinen Besitz übergegangen wäre, ja, dann würde ich Ihnen mein Jawort gegeben haben; aber wie die Dinge jetzt liegen, ist es mir unmöglich, die Pflichten eines gewissenhaften Vaters gestatten es mir nicht.“

„Und das ist Ihr letztes Wort, Herr Oberst?“ fragte der Hauptmann mit einem tiefen und schweren Athemzuge.

„Mein letztes, ich habe nichts hinzuzufügen. Ich hoffe, Sie werden mir deshalb keinen Groll nachtragen, ich kann nicht anders handeln, das Wohl meiner Tochter geht mir über Alles.“

Hauptmann von Galen richtete sich noch einmal hoch auf, unerschütterliche Entschlossenheit blühte aus seinen dunklen, fieberglühenden Augen.

„Herttha wird sich mit dieser Entscheidung so wenig einverstanden erklären, wie ich es kann,“ sagte er mit gepreßter Stimme; „wahre Liebe überwindet alle Schwierigkeiten, Herr Oberst, auch wir Beide werden mit ihnen kämpfen, bis sie überwunden sind. Ich sage Ihnen das so frei und offen, wie Sie mir gegenüber sich ausgesprochen haben, Sie dürfen mir nun auch nicht zürnen, wenn ich an meinen Wünschen und Hoffnungen festhalte.“

„Sie vergessen nur Eins, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Oberst, „den Gehorsam, den ich von meinem Kinde fordern und erwarten darf.“

„Auch er hat in solchen Angelegenheiten seine Grenzen!“



Raschkäthen.

„Keineswegs, denn für das, was ich befehle, übernehme ich selbst auch die Verantwortung, und ich bin mir bewußt, daß ich nur das will, was zu meines Kindes Bestem dient.“

Der Hauptmann mochte einsehen, daß alle weiteren Worte nutzlos verschwenden waren, er nahm schweigend mit einer tiefen Verbeugung Abschied und verschwand gleich darauf hinter der Thüre.

Der alte Herr stampfte mit dem Fuß auf den Boden und brummte eine Verwünschung vor sich hin, dann holte er eine Pfeife vom Nagel, und als er diese angezündet hatte, durchmaß er das Zimmer mit großen Schritten.

„Herttha muß ihm sagen, daß er nichts mehr zu hoffen hat,“ murmelte er. „Voh Element, er kann mich doch nicht zwingen, ihm meine Tochter zu geben!“

Er blieb stehen, sein Blick ruhte auf dem Sohne, der mit neugieriger Miene eintrat.

„Nun?“ fragte Hermann.

„Er will sich mit meiner Ablehnung nicht zufrieden geben,“ erwiderte der Oberst zornig, „will alle Hindernisse besiegen, mich zwingen — kurz, er hat mir den Kampf angeboten und dabei geäußert, Herttha werde seiner Fährte folgen. Sprich Du noch einmal mit ihm, mach' ihm klar, daß ich einen Entschluß niemals ändere und daß ich, wenn es sein muß, den Frieden in meinem Hause zu wahren weiß.“

„Das muß Herttha selbst ihm sagen,“ entgegnete Hermann; „wenn sie einwilligt, die Braut ihres Cousins zu werden, so muß Galen ja einsehen, daß der Kampf um ihre Hand aussichtslos wäre. Sichere Dir ihren Gehorsam, Papa, dann ist das Spiel für uns gewonnen.“

„Um, und wenn dann Franz in der letzten Stunde noch zurücktritt?“

„Das ist nicht zu befürchten, Papa; Franz hat gestern Abend noch mir gesagt, er wünsche nichts jehtlicher als die Verlobung mit Herttha. Und ich wollte auch, daß wir endlich das Fest feiern könnten.“

„Franz wird dann wohl so nobel sein und uns die Hälfte der Erbschaft überlassen. Die Schuldenlast, die mich drückt, ist so groß nicht, aber die Kerle werden immer unverschämter, das halte ich nicht lange mehr aus.“

„Ich kenne das,“ nickte der Oberst, „es ist eine grauenhafte Situation.“

Er war vor dem Schranke stehen geblieben, holte eine dickbauchige Flasche heraus und füllte zwei ziemlich große Gläser mit einer dunklen Flüssigkeit, der Alkoholduft durchwehte sofort das Zimmer.

„Das Zeug muß man nun trinken!“ fuhr er mit wach-



Der Fischmarkt von Billingsgate in London. (S. 139.)

Ein Gruss vom Münchner
Kindl.



Warnung an Taschendieben

Bei den Festschützen.

Das
Münchener
Oktober-Fest.



Verschiedene Volkstrachten aus

München's Umgebung.



Das Hauptrennen.



H. Schumacher

Gruppe aus dem Festzuge.

Bei den Wirtsbuden

Wolfram & Hofner Lgr. Dgt.

sendem Kerger fort. „Früher hatte ich stets den feinsten Cognac, einen vorzüglichen Bordeaux und auch meinen Sekt im Hause, heute muß ich dem Krämer noch danken, wenn er mir diesen elenden Rum pumpt. Spiritus und Suchtenleber, auf Jamaika ist er wahrscheinlich nicht gewachsen, aber was will ich machen? Sobald die Verlobung perfekt und veröffentlicht ist, kann ich wieder an jeder Thüre anknöpfen, von dem Reichtum meines brasilianischen Reffen fabelt man schon in der ganzen Stadt. Na, vor der Verlobung werde ich Nägel mit Köpfen machen, Franz muß die Hälfte abtreten, vorher lasse ich die Siegel nicht abnehmen. Ich werde ihm einfach sagen, da ich den Prozeß begonnen habe, so sei ich meiner Ehre diese Genugthuung schuldig; er verliert ja auch nichts dadurch, das Geld bleibt in der Familie und wird theilweise zu einer standesgemäßen Aussteuer seiner Gemahlin benützt.“

„Wenn er das nur einsieht!“ sagte Hermann kopfschüttelnd. „Er ist in jeder Beziehung sehr lebenswürdig, nur wenn die Geldfrage zur Sprache kommt, wird er ungemüthlich. Ich wage gar nicht, eine Anleihe bei ihm zu machen.“

„Thu's nicht!“ fiel sein Vater ihm in die Rede, der mit einer furchtbaren Grimasse den Rum hinuntergeschossen hatte und jetzt das Glas noch einmal füllte; „wir dürfen uns nichts vergeben, steh müssen wir bleiben, wenn wir auch keinen Rand mehr am Hut haben. Wenn Franz verlobt ist, wird wohl das ganze Elend ein Ende nehmen, bis dahin müssen wir uns gedulden.“

„Das ist leicht gesagt, Papa, aber wenn man keinen Groschen in der Tasche hat —“

„Wir geht's in dieser Beziehung nicht besser; poß Element, ich hab' mehr Kerger und Sorgen wie Du, ich weiß nicht einmal, woher ich den Wein nehmen soll, den wir heute Abend unserem Gast vorsetzen müssen. Jetzt geh', laß mich allein, ich will mit Hertha reden, sie wird wissen, daß der Hauptmann bei mir war, da muß sie auch meine Antwort erfahren.“

„Und ich will Franz bearbeiten,“ sagte Hermann, indem er zur Thüre schritt, „er darf nun auch nicht lange mehr zaudern; Hertha muß gewissermaßen überumpelt werden, damit ihr keine Zeit bleibt, über die Geschichte nachzudenken.“

Er ging hinaus, der Oberst hing die ausgebrannte Pfeife fort und nahm eine andere, die er mit gedankenvoller Miene anzündete.

„Es thut mir leid, aber es muß sein,“ murmelte er. „Und wenn die Nothwendigkeit gebietet, dann kann man sich auch fügen; in der Jugend vergißt man leicht, ich habe in meinem Leben auch Manches überwinden und vergessen müssen.“

Eine mächtige Rauchwolke hinter sich zurücklassend, verließ er das Zimmer, gleich darauf trat er in die Wohnstube, wo Hertha ihn schon lange mit wachsender Ungeduld erwartete.

Ihre Erregung konnte ihm nicht entgehen, sie sprach aus ihrem fieberhaft glühenden Blick, aus jedem Zuge ihres schönen Gesichts.

„Du mußt Dich damit trösten, daß das Schicksal Dir die Erfüllung Deines Wunsches nicht gestattet, mein liebes Kind,“ sagte er in bedauerndem Tone, während er seine ruheloße Wanderung durch das Zimmer antrat. „Ich habe ja gegen die Person des Hauptmanns von Galen nichts einzuwenden, aber ich darf nicht zugeben, daß Du einen Mann heiratest, der kein Vermögen und kein ausreichendes Einkommen hat.“

„Wenn das der einzige Grund ist —“

„Laß mich ausreden, Hertha, es muß nun ganz klar werden zwischen uns. Alles, was man gegen meine Weigerung einwenden könnte, hat Herr von Galen mir bereits gesagt, er hat von Strecken nach der Decke, von Liebe und anderen schönen Dingen geredet; ich habe alle seine Gründe widerlegt und ihm bewiesen, daß diese Verbindung ihn und Dich unglücklich machen muß. Da ich mit Dir früher schon über diese Gründe ausführlich geredet habe, so ist es wohl überflüssig, daß ich sie jetzt wiederhole; Hauptmann von Galen weiß, daß er meine Zustimmung nicht erhalten wird, damit muß diese Angelegenheit erledigt sein.“

„Nein, Papa!“ erwiderte Hertha, in deren dunklen Augen Bohn und Trotz aufblitzten. „Diese Entscheidung ist ungerecht, wir können und werden uns ihr nicht fügen!“

„Na, das hat Herr von Galen mir auch gesagt,“ fuhr er fort, „er bot mir den Kampf an, und wenn Du nun mit ihm Dich gegen mich verbünden willst, so werde ich das nicht verhindern können. Du kannst Dich von mir loslagern, mein Haus verlassen und Dich gegen meinen Willen in die Arme Galen's werfen; ich müßte das geschehen lassen, indessen glaube ich doch, daß Du vorher die unausbleiblichen Folgen eines solchen Schrittes bedenken wirst. Hauptmann von Galen würde seinen Abschied nehmen, wenigstens sich versetzen lassen müssen, mit seiner Karriere wär's vorbei. Eure Ehe würde mit Schulden begonnen, denn so klein auch eure Wohnung sein mag, sie muß doch eingerichtet werden, und ihr habt Beide nichts. Ferner wäre das Band zwischen Dir und Deiner Familie für immer zertrissen, denn wie ich denke, so denkt auch Hermann, und in Deinen neuen Kreisen fändest Du auch keinen Verkehr; von einer jungen Frau, die aus dem Elternhause entwichen und mit ihrer ganzen Familie zerfallen ist, wollen unsere Damen nichts wissen. Das aber wäre noch nicht Alles, Hertha, Dein Gewissen würde Dir auch das Elend

Deines alten Vaters vorwerfen, den Dein Ungehorsam ruiniert und an den Bettelstab gebracht hat. Der Vater im Armenhause, der Bruder heimatlos als Tagelöhner in der Fremde, Dein Mann seufzend und bereuend unter der schweren Sorgenlast, Du selbst elend und unglücklich — das wäre dann das Ende vom Liede!“

Hertha hielt das Antlitz mit beiden Händen bedeckt; die düsteren Bilder, die der Vater in schlauder Berechnung vor ihren Augen entrollte, machten einen erschütternden Eindruck auf sie.

Der Oberst war stehen geblieben, er rieb mit der Pfeifenspitze seine Nase, während er auf eine Antwort wartete, da sie nicht erfolgte, nahm er die unterbrochene Wanderung wieder auf.

„So müßte und würde es kommen,“ fuhr er fort, „der Bankrott steht vor der Thüre, nur Du kannst ihn verhüten. Wir können den Prozeß nicht gewinnen, mein Advokat hat als ehrlicher Mann mir das gestern noch offen gesagt, ich kann ihn in die Länge ziehen und den Urtheilsspruch hinauschieben, aber einmal wird doch das Urtheil gesprochen und dann bricht der Boden unter unseren Füßen zusammen. Es gibt nur noch einen Weg, der uns retten kann, nicht ich allein sehe ihn, meine Gläubiger haben ihn auch schon entdeckt und mich auf ihn aufmerksam gemacht. Franz liebt Dich, er wird Dich glücklich machen, er ist reich, lebenswürdig und ein Ehrenmann durch und durch; ich wüßte nichts, was gegen eine Verbindung mit ihm eingewendet werden könnte.“

„Meine Liebe zu einem andern Manne!“ warf Hertha ein, die das Antlitz mit einem unsagbar schmerzlichen Ausdruck wieder erhoben hatte. „Ist das kein Grund, der schwer und entscheidend in die Waagschale fällt?“

„Entscheidend? Nein! Schon manches Mädchen hat seiner ersten Liebe entsagen müssen; manches hat ihr nur deshalb entsagt, weil es erkannte, daß diese Entsagung zu seinem Glücke diene. Ich verlange kein Opfer von Dir, Hertha, Du sollst mir später keine Vorwürfe machen, ich überlasse die Entscheidung Deinem freien Willen, aber ich vertraue darauf, daß Du vorher die Folgen ernst bedenken wirst. In der Seite Franz von Feldern's wirst Du ein Leben voll Glanz und Ueberfluß finden; der Segen Deines alten Vaters ruht auf Deinem Haupte, und auch der Dank Deines Bruders bleibt Dir bis zu seinem Tode. Was Dich an der Seite Galen's erwartet, habe ich Dir ebenfalls gezeigt, nun überlege und wähle! Wenn Du Dich zur Verlobung mit Franz entschließen kannst, so überlaß es mir, ihn von seinem Glücke zu benachrichtigen und den Vertrag bezüglich der Erbschaft mit ihm zu schließen; ich will dann schon sorgen, daß wir aus allen Verlegenheiten befreit werden und jedem Menschen wieder frei in's Auge sehen dürfen. So, wie es jetzt ist, kann es nicht lange mehr bleiben, ich halte es nicht aus, solchem qualvollen Leben ziehe ich den Tod vor.“

Erschrockt blickte Hertha zu dem Vater auf, der vor ihr stehen geblieben war; er nickte ihr zu, als ob er seine Worte bekräftigen wolle, und ein schwerer Seufzer entrang sich dabei seinen Lippen.

„Wenn Franz ein edelstehender Mensch ist, so wird er Dir helfen, auch ohne das schwere Opfer der Entsagung von mir zu verlangen,“ sagte sie mit vibrierender Stimme, „er ist ja reich genug, um auf den Nachlaß Onkel Theodor's verzichten zu können.“

„Wenn Du das glaubst, so täuschst Du Dich selbst, mein Kind!“ unterbrach er sie, das graue Haupt schüttelnd.

„In Geldangelegenheiten ist Franz von Feldern ein scharfer Rechner, er hat's drüben gelernt, und ich nehme es ihm nicht übel, wenn er die Gelegenheit, seinen Reichtum zu vermehren, benützt. Ich kann nicht bitten und betteln, und zu einer Forderung bin ich nur dann berechtigt, wenn er mein Schwiegersohn werden will und auf Dein Jawort rechnen darf. Nun habe ich Dir Alles gesagt, Hertha,“ fuhr er in zärtlichem Tone fort, „indef er mit der Hand liebkosend über ihr braunes Haar strich, „geh' mit Dir zu Rathe, ich lasse Dir Zeit, damit Du Alles reiflich erwägen kannst, ich vertraue auf Deine Klugheit, laß nicht das thörichte Herz allein, sondern auch den gesunden Menschenverstand reden!“

Lange ruhte der brennende Blick Hertha's starr auf der Thür, hinter der ihr Vater verschwunden war; es war ihr nicht möglich, einen klaren und bestimmten Gedanken zu fassen und festzuhalten.

Sie hörte nach einer geraumen Weile die schweren Schritte des Vaters draußen im Korridor, er ging aus, wie er es an jedem Vormittage zu thun pflegte; sie hätte ihm nachsehen und auf ihren Knien ihn bitten mögen, ihr das unsagbar schwere Opfer nicht zuzumuthen.

Wie aus einem beängstigenden Traume erwachend, erhob sie das Haupt, langsam fuhr ihre Hand über die fieberheiße Stirne.

„Was soll ich thun?“ seufzte sie. „Wenn ich meinem Herzen folge, lade ich den Fluch des Vaters auf mich, und gehorche ich seinem Befehl, so werde ich tief unglücklich. Ich kann Franz nicht lieben, all mein Denken, jeder Pulschlag meines Herzens gehört nur Berthold; wie wäre es möglich, daß ich einem andern Manne Gehorsam und Treue schwöre!“

Sie brach ab, Johann war nach kurzem Anpochen eingetreten, er stand an der Thür und sah sie mit seinen dummen, glühenden Augen neugierig an.

„Was gibst's?“ fragte sie mit erzwungener Ruhe.

„Herr Hauptmann von Galen wünscht dem gnädigen Fräulein seine Aufwartung zu machen.“

„Ich lasse bitten!“

Der Burfsche verschwand, Hertha erhob sich hastig, sie mußte sich auf den Tisch stützen, die Kniee drohten unter ihr zu brechen. (Fortsetzung folgt.)

Gustav Wasa in Wexerås.

(Bild S. 137.)

Gustav Wasa, eigentlich Gustav Eriksson, der für die Entwicklung Schwedens großartig gewirkt hat, ist eine populäre Figur nicht nur für Skandinavien, sondern in der Weltgeschichte überhaupt; von unbeugsamem Muth, außerordentlicher Kühnheit, stets auf dem Platze, wo es galt, seine Ziele zu verfolgen, klug, mächtig und von lebenswürdiger Gemüthsart, zeigt er alle Merkmale der Genialität und ist ein Volksheld ersten Ranges. Geboren 1496 als Sohn eines Reichsrathes, der mit dem Hause Wasa verwandt war, wurde er sorgfältig zum Staatsmann ausgebildet, kam an den Hof seiner mütterlichen Verwandten Sture und nahm an den Kämpfen dieser gegen die Dänen unter Christian II. rühmlich Theil. In dänische Gefangenenschaft gerathen, entfloß er von Tånsmark, wohin er gebracht worden, 1519 nach Helsingborg, kam als Ochsenhändlerknecht nach Lübeck und von dem Rath der Hansestadt unterstützt, landete er in Schweden und rief die Bauern von Stenö zum Kampfe gegen Dänemark auf. Diese fürchteten sich jedoch, für einen geachteten Partei zu nehmen. Darauf wandte der Flüchtling sich nach Smaland und Dalecarlien, stets verfolgt von Christian's Soldaten, aber immer erfolgreich thätig, bis es ihm gelang, einen großen Haufen von Anhängern zusammen zu bringen; nun brach Gustav Eriksson plötzlich hervor und siegte über eine bedeutende Truppenmacht der Dänen bei Balundgas. Seine Leute erbeuteten hier große Vorräthe von Wein und Bier, brauschten sich damit und wurden von den Dänen, die das bemerkt hatten, überfallen und geschlagen. Gustav sammelte seine Truppen wieder und rächte sich für diese Niederlage durch die Einnahme von Wexerås. Hier fanden seine Anhänger wieder eine große Beute an Wein und Bier, und von Neuem überließen sie sich dem Zechen. Da trat Gustav unter sie und ermahnte sie zur Mannszucht, erinnerte sie an die Niederlage von Balundgas, wies: nur durch die Trübsal gelage möglich geworden und zerließ mit seinem Schwerte die Weinfässer und Trunkannen. Diese Szene stellt unser Bild nach dem in Schweden Aufsehen erregenden Gemälde des Professor Salomons dar. Die Anhänger Gustav's schämten sich ihrer Zuchtlosigkeit und Gustav führte sie jetzt von Sieg zu Sieg, er nahm Uppsala ein und 1523 Kalmar und Stockholm; im Juni dieses Jahres zum König von Schweden erwählt, eroberte er Finnland und begann eine für Schweden glänzende Regierungsthätigkeit.



Die Harmonikafabrikation.

Von

P. Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Zwischen den höchsten Theilen des Schwarzwaldes und der schwebischen Alb breitet sich, halb Baden, halb Württemberg zugehörig, die etwa zehn Geviertmeilen große Hochebene der Baar aus; ein uralt, zumal von römischen und germanischen Resten erfülltes Kulturland. Auch die Bevölkerung stellt diese beiden Typen noch in besonders ausgeprägter, feiner dunkler oder hoher blonder Gestalt dar und erfreut sich eines aufgeweckten, anstelligten Sinnes, eines fernigen, biederen Weizens. Auerbach's „Barfüßler“ ist hier zu Hause und lebt als originelle alte Frau noch in dem größten (würtembergischen) Baarorte Schwemningen, der, durch Uhrmacherei berühmt, in Joh. Bär (gestorben 29. November 1872), dem Schöpfer der richtigen Kontroluhr, auch einen genialen Erfinder hervorgebracht hat. Nicht minder erfolgreich durch die Gründung eines bedeutenden Industriezweigs war das einfache und doch hochinteressante Leben eines Mannes in dem benachbarten zweitgrößten Orte Troßingen (würtembergischen Oberamtsbezirks Tuttlingen), des Zeugmachers Christian Meiner, genannt Zeugdrüsen, aus welchem, theils nach einem von Bär seinerzeit veröffentlichten Berichte, theils nach jenem der verwandten Geschäftsnachfolger hier einige Züge weiter gegeben werden können.

Vor nunmehr sechsundfünfzig Jahren als Gehilfe bei seinem Vater, einem Weber, arbeitend, bekam derselbe eine Wiener Mundharmonika in die Hand, welche bald sein Liebling wurde. Als die Stimmen abgenutzt waren, sehte er selbst neue ein, denen nur die reine Stimmung fehlte. Er ging daher zum Orgelbauer Braun in Spaichingen und ließ sie sich stimmen, wobei er scharf auf die Handgriffe aufmerkte. Und siehe, es gelang ihm bald, ein gutes Instrument und ein zweites selbstständig herzustellen, das er um vier Gulden verkaufte. Mit der wachsenden Nachfrage krieg kein Eifer, während der für den Webstuhl natürlicherweise abnahm, daher der Vater ihm den Handwerkszeug zum Fenster hinauswarf. Nun galt's, bei Tag zu weben, bei Nacht zu fabrizieren, bis Jener kopfschüttelnd der Sache den Lauf ließ. Bald brachte er mit Federmesser, Feile, Hammer und Aloben zwei Stück jehzehntönige Harmonikas in der Woche fertig, wobei er das Vierfache wie mit Weben verdiente. Nachdem er sich seinen Bruder Jo. Meiner beigelegt, fing er an auch mit der Maschine zu arbeiten, das heißt, er ließ sich von Melch. Kupferschmid in Spaichingen eine kleine Presse herstellen, welche statt des mühsamen Hämmerns, den Messingdraht zu den Stimmen breitbrachte. So

arbeiteten sie aus Sorge für das Fortkommen ihrer Familie zwanzig Jahre im Geheimen, dann nahmen sie einen Knecht, Christian Weiß, der die Kunst ihnen abgelehnt, in's Geschäft; da aber bei diesem kein Kamerad Matthäus Hohner gleichfalls heimlich in die Lehre gegangen, so sahen sie — auch durch Bülch belehrt — ein, daß die Zeit der Geheimhaltung vorüber, und nahmen Lehrlinge an, wobei bald zu bemerken war, daß mit dem vermehrten Absatz die eigentliche Rentabilität sich einstellte. So gründeten sie 1865 die Firma Christian Wehner & Comp., der sich seitdem Ch. Bülch, Matthäus Hohner, Andreas Koch und Christian Weiß anreihen, sowie eine Fabrik einschlägiger Maschinen von J. Koch, welche zusammen gegen hundert Arbeiter, theils in Fabriken, theils — die hauptsächlich erst seit zwei Jahren — zu Hause beschäftigten, wo aber gleichfalls die nötigen Maschinen vorhanden sind.

Verfuchen wir bei einem Gang durch eine solche Fabrik die Thätigkeiten zu skizziren, die zur Herstellung im Großen dieser einfachen und doch feinen Instrumente notwendig sind.

Der leitende Motor ist eine Dampfmaschine im untern Stock; ihr zunächst werden die Bretter aus dem Stamm des Ahorns und Birnbauens geschnitten, sodann gehobelt, gefärbt und polirt, worauf die einzelnen Hölzer durch eine Rundsäge der Reihe nach wie Butter abgehobelt werden, täglich siebenhundert Dugend von einer Hand; eine zweite läßt durch Andrißen an eine Fräse die Rinnen darin schneiden, die sodann, u. cil nach innen flacher verlaufend, durch eine weitere sinnreiche Maschine noch ausgemeißelt werden. Nun kann alsbald die Platte mit den Stimmen mit einigen Stiften augenagelt werden. Sie ist aus starkem Zinnblech oder — für feine Waare — Messingblech sammt den nötigen Schlitzen geschnitten; für jede Stimme ist durch eine Lochmaschine mit Hilfe einer starken stumpfen Nadel das Nagellochlein eingedrückt und dieselbe mit dem Hämmerlein augenietet. Die Stimmen aber, welche vor fünfzehn Jahren noch aus Messingdraht gewalzt und dann zu dem nötigen Jünglingsprofil ausgefeilt werden mußten, werden nun aus Bändern von feinstem Messingblech im Großen, täglich je fünfzigtausend, von zwei Maschinen hergestellt, deren eine das Profil im Ganzen ausstanzte, die andere die einzelnen Stücke ausstanzte. In diesen bewundernswürdigen Profilmaschinen liegt der Schwerpunkt der maschinellen Arbeit. Ein zweites Hauptmoment ist die Sorgfalt, mit der die Schlitze und Jungen geschnitten und letztere eingeklebt sind, wovon die Kraft und Schönheit des Tons abhängt. Dazu kommt noch das Stimmen durch musikalisch begabte Leute; früher vom Mund aus, jetzt an einem Blaslosten, der den Grundton angibt und die einzelnen Stimmen nach einander anspricht. Mit einer Lanzette wird jede Stimme aus der Platte gehoben und durch einige Hilfsstücke rein gestimmt, die, wenn der Ton zu hoch war, hinten, wenn zu tief, vorne angebracht werden. Zwanzig bis dreißig Tausend Platten durchzustimmen, bringt ein Arbeiter täglich fertig, das Duzend zu fünfzehn Pfennig. Dreiklang, Dominant und Septimenakkord sind in der Stimmung maßgebend; für weitere Ausweichungen hat man auch Zusammenstellungen von zwei bis fünf Instrumenten. Endlich werden die metallenen Deckel augenagelt, welche gleichfalls von der Maschine rein geschnitten und ausgebogen sind. Sie sind für ganz rein gestimmte Waare aus verdünntem Messing, sonst aus verdünntem Zinn, und stellen in allerhand Emblemen und Zeichnungen die Phantasie der Waare dar, die einem zur einjamen oder geselligen Unterhaltung bestimmten Instrument auch gar wohl ansteht, und wobei verschiedene Arten von Geschmack zu berücksichtigen sind. Bedarf es doch für das Gedeihen unserer Industrie eines weiten Absatzgebietes, wenn in Trostingen allein wöchentlich bis zu dreitausend Duzend Stück besserer (zwanzigstimmiger) Waare zur Verpackung gelangen. Der Gesamtverkaufswert wird um zweihunderttausend Mark jährlich sich bewegen; für das Gebotene umwerfen eine bescheidene Summe. Natürlich geht es beim Absatz auf und ab; aber das darf gesagt werden, daß unser Ort durch stetiges Halten auf Verbesserung der Qualität sich den Weltmarkt, Europa und namentlich Amerika, erobert hat.

Darum war es auch eine ebenso seltene wie sinnige Feier, als am 6. Dezember 1883, fünfundsünfzig Jahre nachdem der alte Zeughaufen seine erste Mundharmonika zu Stande gebracht — zugleich der zehnjährige Gedächtnistag seines Todes und sechshundertachtzigster Geburtstag seines noch lebenden Bruders Johannes — die Trostinger Fabrikanten und Arbeiter in der Zahl von über einem halben Tausend das Grab des verdienten Mannes bekränzten und fromme Lieder dem „schlafenden Sänger“ erschallen ließen. Und wenn ein musikalisch oder industriefreundlicher Leser den Weg zu unserer von Eisenbahnen rings umschlossenen, den schönsten Punkten des Vaterlandes nahe gelegenen Stadt gefunden, so möge er auch dem freundlichen Trostingen und seiner Arbeit eine Stunde widmen; es wird ihn nicht gereuen.

Ein chinesisches Diner.

Ein Bremer Kaufmann, der sich zur Zeit behufs Abschlusses von Handelsverbindungen in Shanghai aufhält, war vor Ausbruch der französisch-chinesischen Feindseligkeiten bei einem der Honoratioren des himmlischen Reichs in Peking zu einem Gastmahl eingeladen worden, das er in einem in der „Schweizer Grenzpost“ veröffentlichten Briefe folgendermaßen beschreibt. „Die Tafel war schon im Voraus mit zweihundertzwanzig Schüsseln mit Nachtischspeisen beladen und durch zehn große Laternen, deren Gläser mit bunten Malereien in den lebhaftesten Farben prangten und mit Girandolen, Guirlanden von geschliffenen Gläsern und seidenen Quasten umgeben waren, auf das Hellste erleuchtet. Das Mahl war nicht in eine gewisse Anzahl von Gängen getheilt, sondern die aufwartenden Diener brachten jedes Gericht in tiefen Terrinen herein und reichten es zuerst den vornehmsten unter den eingeladenen Personen oder den bejahrtesten derselben. Die Reihenfolge der Speisen war folgende: 1. Schüssel: Tauben mit Champignons und zerhacktem Bambusprossen gefüllt — entzückend. 2. Schüssel: Schweinefleisch in einem Weichteig gerollt und dann nach Art der Pfannkuchen gebacken — ausgezeichnet. 3. Schüssel: Taubencier in Fleischbrühe, wobei das Weiße der Eier fest, aber durchsichtig war — sehr gut. 4. Schüssel: Chinesische Schwalbennester mit Schinkenstreifen und Bambusprossen (einer schleimigen Substanz) — vorzüglich. 5. Schüssel: Verschiedenes Geflügel mit Champignons und Bambusstreifen gefüllt — sehr wohlwollend. 6. Schüssel: Ente mit Bambus und Kumpfarzbrühe; diese Früchte gleichen in Geschmack und Anblick einer Eichel ohne Kapfel — ziemlich gut. 7. Schüssel:

Schweineleber in Ricinusöl gebraten — schlecht. 8. Schüssel: Ein japanisches Gericht: Muscheln mit kochendem Stodfish und Speckschwarten — abstoßend. 9. Schüssel: Seetrabdenchwänze mit Bambusprossen und Schinken in Ricinusöl zubereitet — würde ohne das schreckliche Öl herrlich geschmeckt haben. 10. Schüssel: Ein bunter Stern von Geflügelstücken, Schinken und Taube, mit durchsichtigem, geronnenem Eiweiß überzogen — sehr lustig. 11. Schüssel: Stücke von Seefischen und Haifischflossen mit Bambus und Champignons — man wußte nicht recht, was man aß; aber es schmeckte eher schlecht als gut. 12. Schüssel: Eingeweide von Geflügel mit Nudeln — die Nudeln ließen das Eingeweide mit verschlucken. 13. Schüssel: Schinken mit Koblrippen — nicht besonders. 14. Schüssel: Schinken von Spanferkel, im eigenen Saft gebraten. Hier trat eine Pause ein, in welcher Wasserpfeifen herumgereicht und Fingerspiele betrieben wurden. Der Kopf der Wasserpfeife ist weit kleiner, als ein Fingerhut; die unmerkliche Pflanze Tabak, welche er faßt, ist in kaum 20 Sekunden verbrannt. Es folgten nun die weiteren Gerichte. 15. Schüssel: Landschildkröte mit ihren Eiern in Ricinusöl — schmeckt abstoßend. 16. Schüssel: Schinkenspiße — gut. 17. Schüssel: Brustfleisch von Geflügel mit saurem Kohl — nichts Besonderes. 18. Schüssel: Faulige Eier. (Diese Eier werden einen Monat in Salz und zwei Monate in feuchter Erde aufbewahrt. Das Weiße sieht aus wie gebrannter Zucker, ist durchsichtig und erstickt etwa wie braune Regelle. Das Weiße hat eine grünliche Färbung, und der Embryo sieht dunkler aus, ist zusammengeklumpt und völlig erkennbar.) Es ist ein sonderbares Gericht, doch viel mehr schlecht als gut. Man fragt sich, ob diese hochkünstlerische Erfindung das Ergebnis eines sehr verfeinerten oder sehr verdorbenen Geschmacks ist. Nachschüssel: Eingemachtes von Eihou, einer rothen Frucht, die wie Preiselbeeren aussieht und nach Art der Johannisbeeren schmeckt — gut. Eingemachte Früchte, die dunkelgrün ausfallen und einen länglichen Kern wie die Pflaumen hatten, in Branntwein — gut. Krebse oder vielmehr Krebschwänze in Ricinusöl gebacken. Eine grüne, längliche Frucht mit langem, hartem Kern — scharf und lauer, für einen Europäer ungenießbar. Leichte Kuchen, im Geschmack dem Magdalenentuchen ähnlich — ausgezeichnet. Nüsse, Mandeln und Ricinuskerne, geröstet und mit Zucker kandirt — Alles gut, selbst die Ricinuskerne. Kaffaronis mit Sesamkörnern und dreieckigen Kuchen mit Ricinuskerne — leidlich. Bombons von verschiedenen Sorten — nicht berühmt. Im Ofen getrocknete Litchis. Die frische Litchis ist die herrlichste Frucht Chinas; ihre runzelige Schale gleicht der Wassermelone; der Geschmack des weichen Fleisches erinnert an die Gutedeltrauben — vorzüglich. Große Orangen, deren Schalen wie Spizen ausgehöhlet waren — gut. Kleine Mandarin-Orangen — ebenfalls gut. Man trank während des ganzen Mahles nur Thee, sehr schwach und ohne Zucker, und Samjon, Wein aus Reis, der, wie der Thee, heiß getrunken wird und ein abstoßendes Getränk ist.

Altdeutsche Sprüche.

Vier unnütze Arbeiten sind in der Welt:
Wenden, das nicht zu wenden ist,
Suchen, das nicht zu finden ist,
Begehren, das nicht sein mag,
Und achten, was alle Welt jagt.

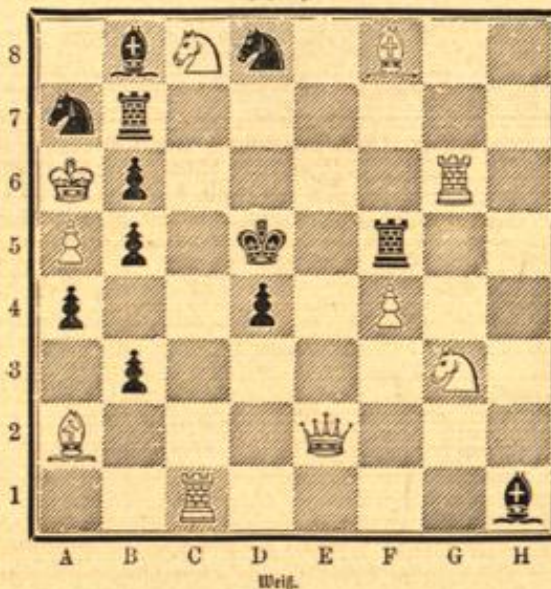
Schach.

(Bereitet von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 4.

Von W. Kitzinger.

Schwarz.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 2 in Nr. 4:

- | Weiße. | Schwarz. |
|-------------------------|--------------------|
| 1) T. F4 - E4 | 1) R. D5 nimmt E4. |
| 2) D. C3 - D4 | 2) R. E4 - F3. |
| 3) D. D4 - F4 Matt. | |
| | A. |
| 1) E. E6 - F4 | 1) F5 nimmt E4. |
| 2) D. C3 - C7 Matt. | 2) R. D5 - D6. |
| | B. |
| 1) D. C3 - D4 | 1) F5 - F4. |
| 2) E. E6 - D8 Matt. | 2) R. D5 - C6. |
| | C. |
| 1) E. E6 - F4 | 1) R. D5 - D6. |
| 2) D. C3 - C7 Matt. | 2) F6 folgt. |

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Fabrikant Giffner in Magdeburg. Eine Weiden- schälmaschine ist kürzlich patentiert worden; sie soll sehr praktisch sein. Wenden Sie sich an das Patentbureau von R. Lüders in Götting. Hr. Emilie Grauer in Wien. Hier ist guter Rath sehr theuer. Ja, wenn wir den Mann kennen lernen könnten; aber nach der Handschrift allein Ihnen bei diesem wichtigen Schritt des Frauenlebens zu rathen, das dürfen wir nicht auf uns nehmen. Hr. Anne Schneider in Breslau. Die Atelier von Brandstet (Morienstraße) und A. van der Trappen (Röngrstraße) in Stuttgart. In Frankfurt a. M.

Abonnent M. in Remscheid. Kaolin ist geschlemmte Porzellanerde, die in jedem technischen Drogengeschäft zu haben ist. Dieser Thon wird vorzüglich in Belgien gegossen.

Hrn. Gust. Spurendorfer in Gries. 1) Schmecker, „Geschichte der Philosophie“, „Philosophische Essays“ von Dr. Juliana, Rubinow, Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. 2) Gude, „Geographische Ortsverhältnisse“ — umfänglich kaum. Taggen Adrian Falbi's Gedächtnis: auch die Werke von Ritter zeichnen sich durch anziehende Form aus. Spannende Lektüre sind die dazugehörigen auch nicht.

Guido in Köln. Selbst? Nein! Jedoch des Trinken von Vollblutweine ist ein bekanntes gutes Heilmittel hier.

Hrn. Fr. Weinländer in Alzen. Wir möchten ja die Preisliste aller Weinschneidmaschinen der Welt kennen, um Ihre Frage zu beantworten, und dann erst die Waaren vergleichen, ob sie auch preiswürdig wären.

Hr. Emilie G. in St. Gallen. Sehr schmeichelt. Wenn Sie dem Autor und Redakteur Ihr Wohlwollen. Er wandelt nicht immer auf Rosen und selten ungekrönt unter Palmen; aber ein Baumstamm hofft er doch nicht zu werden — namentlich nicht, wenn er so liebenswürdige Referenzen hat, als die Schreiberin dieser Zeilen.

Hrn. G. Pauly in Halle. Otto von Guericke in Magdeburg wird als Erfinder der Luftpumpe genannt.

Frau Theresie Wergell in München. Wir halten dieses Mittel für Schwindel; lassen Sie Ihr Geld und gehen Sie zu einem wirklichen Arzt. So lange es noch Zeit ist.

Nichtige Lösungen von Rebuss, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Hr. Rosina Wihlidal, Prag; Hermine Günther, Magdeburg; Emma Sandomir, Killebo; Hilba Vogel, Münster; Elise Eiß, Kiel; Marie Madusched, Mödling; Eva Herz, Wien; Hr. V. Eberlein, München; A. Johnson, Aachen; R. Heller, Jungsbrud; C. Fleiner, Tübingen; A. Ramroth, Berlin; J. Fuller, Dresden; H. Bremer, Chicago; J. Breit, Freiberg; G. Koller, Berlin; W. Mansfeld, Ulm; J. Braun, Petersburg; H. Fried, Mannheim; H. Gänger, Bamberg; J. Krauter, Stendal.

Hrn. H. Sartorius in Ludwigsb. Hierbei kommt es genau auf die Metallmischung der Kessel an, deßhalb Untersuchung eines Technikers an Ort und Stelle nötig.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

E. H., ein neuer Abonnent. Veruchen Sie gegen die hartnäckigen Witterer noch das kummerfeld'sche Wasser; die betreffenden Stellen werden Abends damit betupft und der sich bildende feine Niederschlag am andern Morgen mit trockener Waite abgerieben. Sollte auch dieß keinen Erfolg haben, so bleiben noch Sandabreibungen zur Anwendung übrig, welche dann in der Regel einen sichern Erfolg bieten.

Alexander W. in Chemnitz. Ob ein Lungenleiden vorliegt, kann nur nach persönlicher Untersuchung entschieden werden.

Dr. Sch.

Anfragen.

11) Wodurch kann man giftige Bißz von unschädlichen unterscheiden, da das Eintauschen eines silbernen Löffels und dessen Anlaufen nicht sicher sein soll?

Antworten:

Auf 10): Um Lössantrieb zu entfernen ist es nötig, den Löss vermittels in Branntwein getauchter Tücher abzureiben.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Der Erbe. — Bilder aus Kusskaut. — Scirocco, Gedicht von Marie von Kojmayer. — Eine Vogeljagd am Wilschpohl, Erzählung aus Tennesse von Felix Na. — Schluß. — Der Fischmarkt von Billingsgate in London, von Richard Oberländer. — Die Geschichte des Jinks. — Ein seltsames Schicksal, Roman von Oswald August König. Fortsetzung. — Gustav Wala in Westphalen. — Aus Natur und Leben: Die Harmonisfabrikation, von P. Hartmann; Ein chinesisches Diner. — Altdeutsche Sprüche. — Schach. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Der Erbe, Gemälde von G. D. Boughton. — Bilder aus Kusskaut, nach Skizzen von R. Baisch. — Gustav Wala in Westphalen, 1521, Gemälde von G. Salomon. — Fischmarkt. — Der Fischmarkt von Billingsgate in London. — Das Münchener Oktoberfest. Sitzoutetten von L. Fehrenbach.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage sind nachstehende

Romane und Novellen

von

Emile Erhard

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gräfin Ruth. Roman. Zweite Aufl. 2 Bände. Preis geheftet M. 8. —; fein gebunden M. 9. —

Im Spiegel. Roman. Zweite Aufl. Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Die Rose vom Haß. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Turf und Parket. Zwei Novellen. Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

